

3. Der Beruf durch die Linse translationswissenschaftlicher Zugänge

Der Versuch, sich professionstheoretischen Überlegungen und empirischen Studien aus einer Metaperspektive anzunähern, wird, wie bereits erwähnt, erst in jüngerer Zeit unternommen (vgl. Grbić 2015; Sela-Sheffy 2016a, 2022; Tyulenev 2014). Dies ist umso erstaunlicher, als Translator*innen als beruflich handelnde Akteur*innen nicht erst im Kielwasser der Translationssoziologie einen Platz im Kanon der Forschungsbestrebungen erhalten haben. Mitverantwortlich für dieses Manko ist vermutlich das sich stetig weiter ausdifferenzierende Spektrum unterschiedlicher Tätigkeitsfelder, die divergierende Binnenlogiken und distinktive Praktiken entwickelt haben, sich nicht selten in Konkurrenz zueinander positionieren und mitunter Segregationsdiskurse zeitigen. Diese Praxisdiskurse haben als latente Hintergrundfolie der wissenschaftlichen Forschung möglicherweise dazu beigetragen, dass die Forschungsobjekte gesondert in den Blick genommen wurden.

Die nächsten Kapitel sollen dazu beitragen, die Lücke zu schließen, indem translationswissenschaftliche Ansätze in einer Zusammenschau auf ihren Beitrag für berufsbezogene Fragestellungen und Erkenntnisse hin kritisch analysiert werden. Des Weiteren soll überprüft werden, inwiefern die im Rahmen der nachfolgenden Studie verwendeten theoretischen Perspektiven in der translationswissenschaftlichen Landschaft positioniert werden können bzw. inwiefern ein neuer Blick auf professionstheoretische Zusammenhänge zur Weiterentwicklung dieses Forschungsstranges beitragen kann. Dass das vielfältige, multiperspektivische Feld der Translationswissenschaft nicht abgedeckt werden kann, steht außer Frage. Folglich wurden jene Ansätze ausgewählt, die sich vordergründig mit dem beruflichen Handeln von Translator*innen befassen und wichtige konzeptuelle Beiträge leisteten. Ansätze, in denen die beruflichen Tätigkeiten lediglich einen Teilaspekt bilden, werden an passender Stelle erwähnt, so etwa die *Descriptive Translation Studies* oder die kognitionsorientierte Translationswissenschaft, die sich, insbesondere in ihrer sozio-kognitiven Orientierung, auch beruflichen Kontexten widmet. Im Zentrum der nachfolgenden Ausführungen stehen die Translationsgeschichte, die

funktionalistische Translationswissenschaft, die berufssoziologische Befassung mit der Rolle von Dolmetscher*innen sowie die Translationssoziologie.

3.1 Translator*innen in der Geschichte

Die in der Translationswissenschaft bereits früh einsetzende Auseinandersetzung mit Translator*innen in der Geschichte trug nicht unwesentlich dazu bei, den Fokus auf Translator*innen als handelnde Akteur*innen im Geflecht kultureller, sozialer, politischer und wirtschaftlicher Zusammenhänge, und damit auch – direkt oder indirekt – auf den Beruf, zu richten. Dies ist insbesondere für die Übersetzungswissenschaft von nicht geringer Relevanz, als diese den Blick zunächst primär auf das Produkt richtete und Translator*innen als handelnde Personen weitgehend aus ihren Untersuchungen ausschloss. Gleiches gilt für frühe historische Arbeiten zum Übersetzen, die aus philologischer Perspektive weniger am Kontext des Zustandekommens von Translaten interessiert waren als an Einzelphänomenen bzw. -problemen und deren Einfluss auf die Ausgestaltung eines Translats. Dies betont auch Julio-César Santoyo (2006: 15), wenn er schreibt, dass sich das Forschungsinteresse über weite Strecken auf das Buch, respektive das Originalwerk, konzentrierte. Und je wertvoller diese Werke für die Entwicklung der westlichen Gesellschaft und Kultur erachtet wurden, desto zahlreicher nahm man sich der Analyse ihrer Übersetzungen an, man denke etwa an die ungezählten Arbeiten zu Shakespeare-Übersetzungen oder Übersetzungen der Bibel. Dies soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass historische Translator*innen bereits seit den 1960er Jahren Interesse auf sich zogen und dadurch den disziplinären Beobachtungsrahmen zu erweitern begannen. So schreibt Judith Woodsworth in einem Beitrag, der als Vorarbeit zu einem Kapitel des inzwischen zum Klassiker gewordenen Sammelbandes *Translators through History* erschien:

We have chosen to stress the role of the translator throughout history, because it is the actor in the translating process who [...] has contributed so greatly to the intellectual history of the world. The translator – le sujet traduisant – is to be viewed not so much from a psychological point of view, but rather in terms of his or her position in a sociocultural, geographic and temporal space. (Woodsworth 1994: 55)

Woodsworth bezieht sich auf ein Projekt, das von György Radó angedacht und anlässlich des vierten Kongresses der *Fédération Internationale des Traducteurs* (FIT) 1963 lanciert wurde, als Radó einen ersten Aufruf tätigte, sich an der Herausgabe einer umfassenden Weltgeschichte der Translation zu beteiligen. Drei Jahre danach, im Rahmen des fünften FIT-Kongresses, wurde das Projekt, das Delisle (1991: 64) als »tâche titanisque« bezeichnete, abermals diskutiert und Radó wurde zum Vorsit-

zenden des Komitees für Translationsgeschichte gewählt (Radó 1967). Das ambitionierte Projekt erwies sich in seinem Umfang als nicht realisierbar und wurde erst anlässlich des FIT-Kongresses 1990 neuerlich in Angriff genommen. Ein neues Komitee unter der Leitung von Delisle und Woodsworth reduzierte das Konzept und begann eine Publikation vorzubereiten, die keinen Anspruch mehr an eine exhaustive Darstellung der Translationsgeschichte erhob (vgl. Radó 1967; Delisle 1991; Woodsworth 1994, 2012). Der Sammelband *Translators through History* erschien 1995 auf Französisch und Englisch, eine erweiterte englische Ausgabe wurde 2012 publiziert (Delisle/Woodsworth 1995a, 1995b, 2012).¹ Im Vorwort der Neuauflage hebt Woodsworth dezidiert die Arbeitszusammenhänge von Translator*innen hervor:

In writing *Translators through History* in the first place, we focused on the translator – the agent rather than the product or the process. This was not an obvious choice in a discipline that had hitherto been so focused on the text [...]. We identified certain themes, or spheres of activity in which translators have played an important role, and in telling the selected stories, dealt to different degrees with the social, political, economic or religious context in which the particular translators worked. (Woodsworth 2012: XV)

Auch wenn Jean-François Joly die Publikation in seinem Vorwort als »annals of [the] profession« (Joly 2012: XXII) bezeichnet, ist dennoch anzumerken, dass sie sich nur vereinzelt mit Translation als »Beruf« befasst.

Das Interesse an Translator*innen als historische Figuren begann, wie bereits erwähnt, in den späten 1950ern und frühen 1960ern, Baigorri-Jalón (2015: 12) macht zudem auf einige »protohistorische« Arbeiten aufmerksam, die bereits Anfang des 20. Jahrhunderts publiziert wurden. In der Folge fand Translationsgeschichte auch Eingang in Einführungen (Bassnett-Macguire 1980), 1993 gab Paul St-Pierre eine Sondernummer von TTR zu »Histoire en traduction« heraus und nach dem Sammelband *Translators through History* erschienen Ende der 1990er Jahre weitere Buchpublikationen wie *Interpreters as Diplomats* (Roland 1999) oder die von Delisle herausgegebenen Bände *Portraits de Traducteurs* (1999) und *Portraits de Traductrices* (2002). Zudem umfasste die erste translationswissenschaftliche Enzyklopädie von Mona Baker (1998) im zweiten Teil Beiträge zu »national histories of translation and interpreting«, wobei die räumliche Begrenzung auf Nationalstaaten auch kritisch betrachtet wird (vgl. Tahir-Gürçaglar 2013: 136). Auch in der mehrbändigen Enzyklopädie von Harald Kittel et al. (2007, 2011) werden sowohl historische Epochen als auch regionale und nationale Übersetzungskulturen in den Blick genommen. Die rezentere *Encyclopedia of Interpreting Studies*, die von Franz Pöchhacker in Zusammenarbeit mit Nadja Grbić (2015) herausgegeben wurde, beinhaltet ebenso Einträge zu nationalen bzw. regionalen Translationskulturen sowie Artikel zu spezifischen

1 Des Weiteren erschien 2007 eine erweiterte Ausgabe auf Französisch.

historischen Themen, wie z.B. »Dragomans« (Rothman 2015b) oder »Concentration camps« (Tryuk/Wolf 2015).

Die frühen translationshistorischen Arbeiten waren vor allem kompilatorisch und setzten sich so gut wie nicht mit theoretischen oder methodischen Fragen auseinander. Man schien vielmehr vom Wunsch geleitet, zu sammeln, zu inventarisieren und zu katalogisieren, historische Ereignisse und Zusammenhänge zu erzählen und historische Persönlichkeiten (wieder) zu entdecken, um die kulturhistorische Bedeutung von Translation bis weit in die Geschichte zurück sichtbar zu machen. Dieses Motiv leitete auch *Translators through History*, wenn Delisle schreibt, es gehe ihm nicht zuletzt um »valoriser la profession de traducteur« (Delisle 1991: 64), eine Form der Geschichtsschreibung, die James St. André (2009: 136) missfällig als Lobbying und Hagiografie bezeichnet.

Die mangelnde Beschäftigung mit methodischen oder theoriebildenden Fragen der Historiografie moniert Lieven D'hulst noch im Jahre 2001 (D'hulst 2001: 23). Ein weiterer Kritikpunkt an frühen historischen Arbeiten betrifft deren eurozentrische Ausrichtung. Anstatt die westlichen Traditionen in imperialistisch inspirierter Selbsthuldigung nachzuzeichnen, solle die Translationsgeschichte vielmehr auf Basis von Erkenntnissen der Kulturwissenschaften und der Postcolonial Studies ihren Fokus auf »cross-fertilization, demographic shift, migration, cultural circulation and hybridization« lenken (Bandia 2006: 53). Auch Sergia Adamo (2006) kritisiert den traditionellen translationshistorischen Fokus auf kanonisierte, sichtbare Objekte, signifikanteste Episoden und »master narratives« des Westens (ibid.: 96). Sie plädiert stattdessen für eine Mikrogeschichte der Translation, die den Fokus auf die Vielfalt der Erscheinungen lenke, auf Fragmente und Widersprüche, auf Alltagsgeschichte und die Entdeckung der Stimmen marginaler Subjekte (ibid.: 93). Einen bedeutenden Impuls dazu leistete neben der postkolonialen auch die feministische Übersetzungswissenschaft, die sich seit Mitte der 1980er Jahre u.a. mit den Bedingungen weiblicher Translationstätigkeit in der Geschichte befasste.

Anthony Pym moniert bereits 1998 die Ausklammerung von Translator*innen als reale menschliche Subjekte. Mit seinem Buch *Method in Translation History* (1998) setzt er einen wichtigen Schritt hinsichtlich Methodik und Modellbildung. Für Pym (1998: 5) besteht Translationshistoriografie aus drei Untersuchungsebenen: Zunächst die *Translationsarchäologie* als Materialsammlung historischer bzw. soziologischer Fakten (textueller oder biografischer Natur); in einem nächsten Schritt die *historische Kritik*, die den Einfluss translatorischer Artefakte auf den kulturellen oder gesellschaftlichen »Fortschritt« überprüft; und schließlich die *Explikation*, wobei Umstände und Beweggründe für die Entstehung von Translaten und deren Einfluss auf den sozialen Wandel im Kontext von Machtbeziehungen erklärt werden. Pym geht es dabei um soziale Kausalität und Vernetzung, er stellt Translator*innen ins Zentrum seiner Überlegungen und modelliert um diese herum einen Übersetzungsraum, den er als »professional intercultural« bezeichnet.

Auch wenn Pym's Modell der »professional interculturalities« ob seiner konzeptuellen Unschärfe kritisiert wurde und weder auf soziologische noch auf kulturwissenschaftliche Theorien zurückgreift (vgl. Wolf 2005: 33 und die Diskussion zum »third space« in Wolf 2007b), liegt der Wert seiner Ausführungen für die vorliegende Arbeit in der rigorosen Fokussierung auf den Translator bzw. die Translatorin als (beruflich handelndes) menschliches Subjekt (vgl. dazu auch Pym 2009). Pym verwirft systemorientierte Zugänge der Translationswissenschaft als »dehumanized« und möchte Translator*innen aus Fleisch und Blut wieder in den Fokus rücken: »In fact, the material body, as a mobile biological unit, is all I really need in order to break with the forms of abstract anonymity« (Pym 1998: 161). Unter abstrakter Anonymität versteht er jene diskursiven Konstruktionen von »translator« (im Singular), die diesen entweder als anonymes Produkt seiner Übersetzung oder als anonymes Produkt seines Berufs konzeptualisieren.

Pym (2002) betrachtet sein Modell der »professional interculturalities« als heuristisch und operativ. Es ermöglicht, Translator*innen in ihrem sozialen Umfeld, das an den Schnittflächen zwischen Ausgangs- und Zielkultur operiert, zu untersuchen: »I use the term »intercultural« to refer to beliefs and practices found in intersections or overlaps of cultures, where people combine something of two or more cultures at once« (Pym 1998: 177). »Interculturalities« können als geografischer Raum und als Ideenraum gedacht werden. Sie haben keine stabilen Grenzen, sind hybrid, nomadisch und transitorisch. Sie verfügen über interne Regeln »as a cultural space with its own membership rites, norms of behaviour, ideologies and ethics« (Pym 2009: 39) und sind geprägt von Machthierarchien und Konkurrenz. Zwei Merkmale unterscheiden »interculturalities« von »multiculturalities«, dem Zusammenleben von Kulturen innerhalb einer Gesellschaft: »professionalism« und »secondness«. Ersteres bedeutet, dass »interculturalities« jenen Akteur*innen vorbehalten sind, die beruflich in diesem Raum tätig sind. Die Mitgliedschaft ist weniger ein Geburtsrecht (Muttersprache, Ethnie u.Ä.) als abhängig von bestimmten Kompetenzen. Zu den Bewohner*innen der »interculturalities« zählen Translator*innen ebenso wie Diplomat*innen, Händler*innen, Spione und Spioninnen, Schmuggler*innen u.Ä. Das zweite zentrale Merkmal ist ihr sekundärer Status: »Interculturalities« entstehen stets als Derivat einer oder mehrerer übergeordneter Kulturen und sind nur wirksam, solange eine funktionale Barriere zwischen den Kulturen zu überwinden ist. Ein weiterer Faktor, den Pym in seine Modellierung der »professional interculturalities« einwebt, ist Vertrauen. Während Kulturen – deren Definition sich Pym (1998: 119ff.) bewusst widersetzt – auf Ähnlichkeit und Vertrauen bauen, seien »interculturalities« von kalkulierter Komplexität geprägt. Daher werde ihnen Misstrauen entgegengebracht, dem man durch die Institutionalisierung (zumindest bestimmter) translatorischer oder interkultureller Tätigkeiten zu begegnen versucht.

Pym beschränkt sein Konzept nicht auf die Anwendung auf historische Episoden, sondern gibt auch Beispiele aktueller »interculturalities«, wie die Translationstät-

tigkeit innerhalb der EU oder die modernen »language industries« (vgl. Pym 1998, 2002, 2009). Dadurch, ebenso wie durch den expliziten Fokus auf Vertrauen und Ethik ist eine Nähe zu Prunčs Konzept der Translationskultur nicht zu übersehen, das jedoch weniger als heuristisches Werkzeug denn als »deontisches Gefüge« (Prunč 2007: 330) und damit als Programm konzeptualisiert ist (siehe Kapitel 3.2.1).

Alles in allem hat Pym mit seinem Konzept der »intercultures« einen bedeutenden Beitrag zur Fokussierung des (translationshistorischen) Blicks auf den Beruf von Translator*innen geleistet. Allerdings hat er sein Konzept nicht weiterentwickelt, was ihm die Kritik einbrachte, nur eingeschränkt für systematische Untersuchungen tauglich zu sein (Crisafulli 2003: 26; Reiter 2013). Dem ist insofern zuzustimmen, als einige Parameter sozialer und kultureller Räume nicht (ausreichend) angesprochen werden, wie etwa die Frage, was »intercultures« zusammenhält, wie der Raum durch seine Mitglieder geformt wird und umgekehrt, wie Mitgliedschaft organisiert ist, wie die Binnenstruktur aussieht, wer die zentralen Akteur*innen sind und warum, welche Ziele sie verfolgen, wie die Kommunikation funktioniert, welche Machtverhältnisse herrschen oder wie und aus welchen Gründen Wandel vonstatten geht. Für die vorliegende Arbeit stellen die »intercultures« trotz der Kritikpunkte einen wichtigen Meilenstein in der systematischen Betrachtung beruflicher Tätigkeiten von Translator*innen dar, als Pym damit ein heuristisches Modell vorlegt, das als sozialer Raum konstruiert ist, in dem Translator*innen »minimally professional« (Pym 2000: 5) operieren.

Zur Frage, inwieweit in historischen Arbeiten überhaupt von »Beruf« gesprochen werden kann, äußert sich Baigorri-Jalón in einem Überblicksartikel zur Geschichte des Dolmetschens als Beruf wie folgt:

[I understand] »profession« as a paid occupation or calling based on expert knowledge and often academic training. Many of the interpreters in these pages do not fit fully into these definitions, because (1) their duties went beyond interpreting, (2) they were not paid, and/or (3) they had no formal preparation. Is it then possible to write a history of interpreting and, if so, what for and how? In my view, it is possible, if we look in the primary sources for the function of interpreting rather than the current concept of the profession. (Baigorri-Jalón 2015: 11)

Dass Translator*innen in verschiedenen Teilen der Welt zu unterschiedlichen Zeiten bereits eine Art Berufsstand bildeten, zeigen etwa die Ausführungen in Kapitel 1.1.1 zur Ausbildung von Sprachknaben und ihrer späteren Tätigkeit als Dragomane zwischen der Hohen Pforte und europäischen Botschaften. Zudem ist zu bedenken, dass das Konzept »Beruf« im Laufe der Geschichte unterschiedliche Bedeutungen erfahren hat (vgl. Kurtz 2002: 9–15). Auch wurden menschliche Aktivitäten nicht immer als »Arbeit« vs. »Nicht-Arbeit« kategorisiert, und »Arbeit« konnte zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Kulturen diverse u.a. ökonomische, soziale oder auch rituelle Aufgaben erfüllen (vgl. Füllsack 2009: 11ff.).

Seit der letzten Jahrhundertwende hat die Translationsgeschichte einen merklichen Aufschwung erlebt. So erschien eine Reihe von Buchpublikationen, Sammelbänden und Sondernummern von Zeitschriften, die sich nicht mehr mit dem Erzählen historischer Ereignisse begnügen, sondern diese in Hinblick auf kulturelle, soziale, politische und/oder ökonomische Zusammenhänge hin untersuchen und die breite Palette translatorischer Tätigkeiten in unterschiedlichen Kulturräumen aus verschiedenen theoretischen Perspektiven – historischen, kulturwissenschaftlichen, postkolonialen, feministischen oder soziologischen – in den Blick nehmen. Zudem erscheint mit *Chronotopos* eine eigene Zeitschrift, es liegen mehrere Buchreihen vor und das *History and Translation Network* vernetzt Expert*innen und organisiert Veranstaltungen (vgl. Rundle 2022).

Arbeiten, die sich ausdrücklich mit der Geschichte translatorischer Berufe auseinandersetzen, wurden eher selten publiziert. Ausnahmen stellen Baigorri-Jalóns Geschichte des Konferenzdolmetschens beginnend mit der Pariser Friedenskonferenz 1919 bis zu den Nürnberger Prozessen und seine Aufarbeitung von sechzig Jahren professioneller Dolmetschtätigkeit bei den Vereinten Nationen (Baigorri-Jalón 2000, 2004, 2014) dar oder Gaibas Monografie über die Dolmetscher*innen der Nürnberger Prozesse (Gaiba 1998). Diese Arbeiten bleiben tendenziell auf der Ebene der historischen Beschreibung. Sie basieren auf umfangreicher Archivarbeit und/oder Interviews, ohne jedoch theoriegeleitet Fragen zu Ursachen und Zusammenhängen historischer Ereignisse oder zu Motivations- und Bedingungsstrukturen translatorischen Handelns zu stellen. Erwähnenswert sind an dieser Stelle auch Buchpublikationen über Berufsverbände wie Lou Fants Geschichte des *Registry of Interpreters for the Deaf* (1990) oder René Haeseryns Geschichte der *FIT*, der *Fédération Internationale des Traducteurs* (2003), die jedoch eher als faktografische Chroniken konzipiert sind denn als wissenschaftliche Studien.

Historische Arbeiten, die translatorische Berufe in den Blick nehmen, beschränkten sich zunächst auf das Konferenzdolmetschen im 20. Jahrhundert. Für diese wird die Geschichte der Professionalisierung translatorischer Tätigkeiten gewöhnlich mit den Nürnberger Prozessen als sichtbares Symbol eingeläutet (oder etwas großzügiger und weniger offensichtlich mit der Pariser Friedenskonferenz), mit der Gründung internationaler Organisationen und der damit einhergehenden Notwendigkeit multilateraler Konferenzen begründet und mit der Einrichtung der ersten akademischen Ausbildungsstätten bestätigt. Vergangenheit wird so zur (kausalen) Vorgeschichte der Gegenwart. So spricht etwa Hartwig Kalverkämper (2008: 13) in seiner Einleitung zu einem Band über die Dolmetschtätigkeit bei den Nürnberger Prozessen von der Notwendigkeit, die »Erfahrungsgeschichte mit dieser kunstvollen Technik« besser »im kollektiven Gedächtnis der Gesellschaft« zu verankern. Betrachtet man nun das weite Feld translatorischer Tätigkeiten in der Gegenwart, könnte man fast meinen, dass ein translatorisches Tätigkeitsfeld, das Konferenzdolmetschen, als eine Art Prototyp in seiner Ereignisabfolge rekonstru-

iert wurde, nicht nur, weil es aufgrund seiner relativ klar überschaubaren Grenzen rekonstruierbar ist, sondern auch weil es eine Art Erfolgsmodell darstellt, dessen Bedeutung sich durch die Faktizität selbst zu erklären scheint.

Jüngeren Studien gelang es, die komplexe Topografie des Translationswesens und die Rolle der involvierten Akteur*innen in unterschiedlichen historischen Epochen und Regionen differenziert zu analysieren, eindrücklich darzustellen und theoretisch zu untermauern. Stellvertretend seien an dieser Stelle zwei umfassende Buchpublikationen angeführt. Rachel Lung (2011) legte eine Monografie über Translator*innen im frühen chinesischen Kaiserreich von der Han-Dynastie bis zur Song-Dynastie (206 v.u.Z. bis 1279 n.u.Z.) vor, die insbesondere Dolmetschtätigkeiten im Zuge von Expansionsbestrebungen, diplomatischen Kontakten und Handelsbeziehungen untersucht. Und Michaela Wolf (2012a) lieferte eine umfassende Untersuchung der Übersetzungs- und Dolmetschtätigkeit in der späten Habsburgermonarchie, die nicht nur die institutionalisierte (Schule, Heer, Verwaltung, Gericht), sondern auch die »habitualisierte« Translation im Alltag (Handwerker, Dienstbot*innen und Tauschkinder) mit einbezieht. Ihrer multiperspektivischen Studie legt sie eine kulturwissenschaftliche, von postkolonialen Denkfiguren geprägte ebenso wie eine translationssoziologische Perspektive mit Rückgriff auf die Kulturosoziologie Bourdieus zugrunde. Im Bereich der Übersetzungsgeschichte hat Michelle Milan (2021) mit ihrem Beitrag zur Proto-Professionalisierung literarischer Übersetzer*innen in Großbritannien des 19. Jahrhunderts einen innovativen Beitrag geleistet.

Dass der historische Fokus auf Translator*innen als Akteur*innen vor allem in der soziologischen Theorie einen fruchtbaren Rahmen findet, ist nachvollziehbar. Dies merkt D'hulst bereits 2010 an, und mit Hélène Buzelin (2018) liegt auch ein darauf fokussierter Beitrag vor. Weitere Beispiele für Arbeiten mit einem translationshistorischen und -soziologischen Zugang, sind z.B. die sozio-biografischen Studien von Reine Meylaerts zu literarischen Übersetzer*innen in Belgien (vgl. etwa Meylaerts 2010) oder jene Kumiko Torikais (2009) zu Konferenzdolmetscher*innen in Japan nach dem 2. Weltkrieg, die beide in ihrer Analyse auf Bourdieus Habituskonzept zurückgreifen (zur Translationssoziologie siehe Kapitel 3.2.3). Die rezenteren methodisch immer differenzierteren und theoretisch immer substanzielleren Arbeiten zur Geschichte der Translation werden nicht nur entschieden dazu beitragen, das Verständnis über kulturelle und soziale Praktiken von Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen in ihrer Diversität und raumzeitlichen Eingebundenheit zu erweitern, sondern auch den Blick dafür zu schärfen, wie die zeitgenössische Translationswissenschaft selbst dazu beigetragen hat, die Figur des Dolmetschers und der Übersetzerin als berufliche Kategorie zu konstruieren. Einen erwähnenswerten Vorstoß in diese Richtung unternimmt Outi Paloposki (2016). In ihrem Artikel zu finnischen Übersetzer*innen im 19. Jahrhundert geht sie auf Basis historischer Dokumente der lange unbeachteten Frage nach, ob und in welchen

Zusammenhängen übersetzende Personen auch explizit als Übersetzer*innen bezeichnet wurden bzw. sich selbst als solche titulierten. Denn:

We hardly ever make any difference or put effort in defining in what way a translator was a translator in the past, or compare it to what it is to be a translator today. The question seems trivial and the answer obvious – translator is someone who translates – but even a superficial study soon reveals the problematic nature of the translating/translator equation. (Paloposki 2016: 15)

Die Problematik der Gleichsetzung von Übersetzen bzw. Dolmetschen als Tätigkeit und Übersetzer*in bzw. Dolmetscher*in als berufliche Kategorie wurde bereits in Kapitel 2.2 deutlich, das sich mit Grenzziehungsarbeit gegenüber sogenannten nicht-professionellen Translator*innen befasste. Dass sie in der historischen Translationswissenschaft eine weitere Facette erhält, findet sich nicht nur in einem weiteren Beitrag von Pekka Kujamäki und Outi Paloposki (2015), sondern wird sich auch im Zusammenhang mit der Untersuchung der Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens zeigen (siehe Kapitel 6).

3.2 Von Umkodierungsapparaten zu Akteur*innen im Handlungsfeld

Neben translationshistorischen Arbeiten haben auch andere translationswissenschaftliche Ansätze dazu beigetragen, Translator*innen als (beruflich) handelnde Subjekte in den Fokus zu rücken. In diesem Zusammenhang wurden Konzepte, Modelle und Theorien entwickelt, die die situative, gesellschaftliche und kulturelle Bedingtheit translatorischer Handlungen und der darin involvierten Akteur*innen in einen theoretischen Rahmen zu fassen versuchten. Im Bereich der Übersetzungswissenschaft waren dies jene Zugänge, die sich von der exklusiven Befassung mit dem Artefakt Text keinen Erkenntnisgewinn mehr versprachen; in der Dolmetschwissenschaft wurde man sich bewusst, dass mit der traditionellen Betrachtung des Simultandolmetschens aus psychologischer, neurolinguistischer und kognitionsorientierter Perspektive wichtige Handlungsfelder ausgeschlossen worden waren. Die Literatur, die den Translator bzw. die Translatorin in den primären Fokus nimmt, ist inzwischen nahezu unüberschaubar geworden, die erkenntnistheoretischen Perspektiven immer differenzierter, die interdisziplinären Verknüpfungen immer diversifizierter und die Fragestellungen immer spezifischer. So ist Cheshermans Diagnose in seinem programmatischen Artikel »The Name and Nature of Translator Studies« (2009), es handle sich um ein »emerging subfield« (Chesterman 2009: 14), ob man sich seiner Kategorisierung nun anschließen möchte oder nicht, nachvollziehbar. In Anlehnung an Holmes (1972/1988) untergliedert er diese neue Kategorie der »Translator Studies« in einen kulturellen, einen kognitiven und einen soziologischen Strang, wobei jeder der drei Stränge theoretische und

deskriptive Grundlagenforschung ebenso wie angewandte Forschung umfasst (zur Translationssoziologie siehe Kapitel 3.2.3).

Aufgrund der Fülle der Literatur soll in diesem Abschnitt exemplarisch auf jene Zugänge eingegangen werden, die erste theoretische Erklärungsrahmen entwarfen, die in weiterer Folge Untersuchungen komplexer beruflicher Zusammenhänge ermöglichen. Dazu zählen die funktionalistische Translationswissenschaft, die Rolle von Dolmetscher*innen in triadischen Konstellationen sowie die Translationssoziologie. Auf systemische und kulturwissenschaftliche Zugänge kann trotz ihres erwiesenen bedeutenden Beitrags für das Fach an dieser Stelle nicht eingegangen werden, da sie für die vorliegende Untersuchung nur in einzelnen Aspekten von Relevanz sind (zum Einfluss dieser Zugänge auf die Translationssoziologie vgl. Wolf 2007a). Empirische Studien, die lediglich Befunde aus der beruflichen Praxis einholen, ohne jedoch konzeptuelle Überlegungen anzustellen, bleiben ebenso ausgespart.²

3.2.1 Translator*innen als Experten und Verantwortungsträger

Noch in den 1980er Jahren schien die Translationswissenschaft erkenntnistheoretisch weitgehend in einer Blockade zu verharren, zumal es ihr im Streben nach einem stabilen und eindeutigen – und damit weitgehend als statisch begriffenen – Forschungsgegenstand nicht gelang, sich von der Vorstellung eines idealen Translats und damit eines idealen Translators bzw. einer idealen Translatorin zu lösen. In der Übersetzungswissenschaft schrieb man in sprachpaarbezogenen Untersuchungen den Übersetzungsvorgang als seinem Wesen nach rein sprachliche Operation auf der Suche nach Äquivalenzen zwischen Ausgangs- und Zieltexten fort. In der Dolmetschwissenschaft faszinierte nach dem Intermezzo der *théorie du sens* wieder der mentale Prozess beim Simultandolmetschen, wobei man in beiden Fällen – sei es an isolierten Texten, sei es an experimentell generierten Daten – versuchte, jegliche Kontextabhängigkeit so weit wie möglich auszuschließen. Wie Prunč (2012: 362) richtig bemerkt, führte diese Haltung allmählich zur Entfremdung von der translatorischen Praxis. Die Wissenschaft hatte sich von ihrem Gegenstand so weit entfernt, dass sie ihn nicht in seiner ganzen Komplexität wahrnehmen konnte. In dieser Atmosphäre begannen sich, entgegen dem Mainstream, neue Ideen zu entwickeln, die Translator*innen als Expert*innen für translatorische Handlungen zunächst noch relativ abstrakt und unscharf, mit der Zeit dann aber immer konkreter und differenzierter zu fassen versuchten.

Einen paradigmatischen Wechsel läutete fraglos Hans J. Vermeer mit seiner Skopostheorie ein. Bereits in der im Jahre 1984 gemeinsam mit Katharina Reiß publizierten *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* distanziert er sich

2 Eine Übersicht über Umfragen unter Konferenzdolmetscher*innen liefert Pöchhacker (2009).

von herkömmlichen Übersetzungsmodellen, die Translator*innen lediglich die Funktion einer Relaisstation zubilligen. Translation sei vielmehr ein ganzheitlicher Vorgang, bei dem nicht nur Sprachzeichen transkodiert werden, sondern »auch eine Neuordnung der Relation ›Situation :: verbalisierte Situationsteile‹ und eine Neuordnung der Ausgangs- zu den Zielwerten« erfolgen (Reiß/Vermeer 1984: 65). Reiß und Vermeer verorten (fachlich kompetente) Translator*innen nicht nur »in Situation«, sondern auch im Handlungsrahmen von Kulturen. Und sie erweitern ihren Handlungsspielraum, indem sie Translation als »Informationsangebot in einer Zielkultur und deren Sprache über ein Informationsangebot aus einer Ausgangs-Kultur und deren Sprache« definieren (ibid.: 105), allerdings stets mit der Einschränkung des Zwecks als »Dominante aller Translation« (ibid.: 96).

Prunč (2012: 167) argumentiert, dass sich durch die Skopostheorie eine neue Sichtweise auf den Beruf von Translator*innen ergebe,

aus der auch neue Berufsbilder abzuleiten sind. Die letztendliche Konsequenz der Definition des AT als Informationsangebot und des zielgerichteten transkulturellen Handelns ist die Neubestimmung der Translatoren als Kulturexperten und Mediatoren.

Dass die Skopostheorie eine innovative Perspektive auf Translator*innen eröffnet, kann und soll nicht bestritten werden. Trotz dieses bedeutenden Beitrags muss darauf hingewiesen werden, dass es sich bei der Skopostheorie um einen axiomatischen Entwurf handelt, der als Erklärungsrahmen für empirische Studien nur bedingt nutzbar gemacht werden kann. Vermeers Translator*in ist zwar als die zentrale Figur einer translatorischen Handlung erfassbar, allerdings als ideales Subjekt, das – trotz Einbindung in eine Myriade von Einflussfaktoren – individuell und rational am Text handelt. Und diese Handlung ist, wie Celia Martín de León (2008: 18) aus kognitionswissenschaftlicher Perspektive kritisch bemerkt, logisch-kausal auf ein determiniertes Ziel ausgerichtet. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive merkt Wolf (2012a: 36f.) kritisch an, dass das Vermeersche Kulturkonzept kulturelle Elemente insofern festschreibe, als er von objektiven Gegebenheiten und Kultur als etwas Übertragbarem ausgehe. So hätten kulturelle Elemente eine fixe Bedeutung, die es lediglich auf Basis des Skopos zu transferieren gelte. Trotz der kritischen Analysen ist Vermeers Verdienst groß und der Einfluss der Skopostheorie in der Entwicklungsgeschichte der Disziplin bis heute spürbar. So schlägt etwa Chesterman (2009: 17) vor, in Analogie zum *Skopos* das Konzept des *Telos* einzuführen, um auf die persönliche Motivation von Translator*innen Bezug nehmen zu können, wobei er u.a. auf Freiwilligenarbeit und aktivistische Translation eingeht.

Im selben Jahr wie die *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* erschien Justa Holz-Mänttärís *Translatorisches Handeln* (1984), in dem sie unter Rückgriff auf die Kommunikations-, Handlungs- und Systemtheorie ein idealtypisches Modell eines translatorischen Bedingungsgefüges entwickelt. Sie geht von der Annah-

me aus, dass komplexe Expert*innenhandlungen aufgrund der in arbeitsteiligen Gesellschaften notwendigen Spezialisierungen durch Kooperation gelöst werden müssen (ibid.: 41). Dabei verfügen alle »Aktanten« über spezifische Kompetenzen und Verantwortlichkeiten und stehen in ihrer jeweiligen Rolle in Relation zu anderen Rollen im Gefüge (ibid.: 40f.). Die Schlüsselrolle kommt Translator*innen als Expert*innen für translatorisches Handeln zu, wobei ihr Handlungsspielraum ausgeweitet wird, indem ihnen bis dahin nicht thematisierte Tätigkeiten wie Beratung, Koordination etc. zugeschrieben werden.

Basierend auf diesen Überlegungen entwickelt Holz-Mänttari (1986) ein Berufsprofil für Translator*innen, das durch Expertendistanz, Artifizierung und Professionalisierung gekennzeichnet ist. Expertendistanz meint, dass Translator*innen für fremden Bedarf produzieren. Artifizierung bedeutet, dass eine ggf. bestehende Veranlagung durch Ausbildung ausformbar ist. Durch Professionalisierung schließlich verfügen Expert*innen über die nötigen Kompetenzen und übernehmen Verantwortung für ihre Tätigkeiten, wobei Holz-Mänttari als Merkmale der Professionalisierung Ausbildung, Forschung, Institutionalisierung, Kenntnisnahme des Handlungskonzeptes durch die Gesellschaft, Berufsschutz u.Ä. anführt.

Holz-Mänttaris besonderes Verdienst liegt in der Entwicklung eines Modells, das die systematische Beschreibung konkreter (professioneller) translatorischer Handlungen im Kontext ermöglicht. Ihr »kooperatives Handlungsspiel«, wie Prunč (2012: 167) es treffend bezeichnet, ist allerdings auch nicht von Kritik verschont geblieben. Die Einschränkung auf Expert*innenhandeln – ohne den Begriff hinreichend zu klären –, die Einbettung der Rollen in ein optimales Set von Arbeitsbedingungen, die unabdingbare Zielgerichtetheit von Handlungen und die Betonung der Effektivität suggerieren eine Optimalsituation. Dies bezeichnete bereits Hans Hönig (1992) in einem offenen Brief als Illusion und Pym (2010: 55) bringt es salopp auf den Punkt, wenn er meint, Holz-Mänttaris Konzept »projects a world of complementary expertise, full of mutual respect, and with a prominent and well-defined place for the properly trained translator.« Nichtsdestotrotz hatte Holz-Mänttari Einfluss insbesondere in der deutschsprachigen und finnischen Translationswissenschaft. Da ihre Ideen eine erste Möglichkeit boten, den breiteren Handlungsrahmen translatorischer Prozesse zu untersuchen, wurden sie aufgenommen, kritischen Überprüfungen unterzogen oder auch weiterentwickelt. So erweiterte Hanna Risku (2004) Holz-Mänttaris Translatorisches Handeln in ihrer Studie zur professionellen interkulturellen Fachkommunikation um neue Entwicklungen der Kognitionswissenschaft, insbesondere den Ansatz der *Situated*

Embodied Cognition, und Wolf (2011) überprüfte die Kompatibilität des Modells in Bezug auf die Translationssoziologie.³

Das letzte Modell, das es im Rahmen einer funktionalistisch orientierten bzw. im nachfolgenden Fall eher funktionalistisch inspirierten Translationswissenschaft zu diskutieren gilt, wenn es um Konzeptualisierungsversuche rund um den Beruf Translator*in geht, ist Erich Prunčs Konzept der Translationskultur, das nachhaltig rezipiert wurde (vgl. Schippel 2008; Kujamäki/Mandl/Wolf 2020). Prunč führte das Konzept 1997 ein, überarbeitete es im Laufe der Jahre und präsentierte 2008 eine neue Fassung, in der er rezente translationssoziologische Entwicklungen mitberücksichtigt. Translationskultur definiert er als

das historisch gewachsene, sich aus der dialektischen Beziehung zur Translationspraxis entwickelnde, selbstreferentielle und selbstregulierende Subsystem einer Kultur [...], das sich auf das Handlungsfeld Translation bezieht, und das aus einem Set von gesellschaftlichen Normen, Konventionen, Erwartungshaltungen und Wertvorstellungen sowie den habitualisierten Verhaltensmustern aller in dieser Kultur aktuell oder potentiell an Translationsprozessen beteiligten Handlungspartnern besteht. (Prunč 2008: 24)

Das Konzept wurde von Prunč (1997: 106) zunächst als Gegenstrategie zu überkommenen Repräsentationen und hartnäckigen Missverständnissen in Bezug auf Translation und Translator*innen in der Gesellschaft, aber auch in translatorischen und translationswissenschaftlichen Communities selbst entwickelt. Es hat einen bewusst emanzipatorischen und operativen Charakter, da es eine Handlungsaufforderung an Translator*innen enthält, aktiv an der Konstruktion von Translationskulturen mitzuwirken, diese aufzubauen, auszuhandeln und zu pflegen (ibid.: 121f.). Die Rolle der Translationswissenschaft sieht er zum einen darin, als kritische Beobachterin die Konvergenzen und Divergenzen zwischen Translationskulturen festzustellen, zu beschreiben und zu systematisieren, auf der anderen Seite darin, als innovative Vordenkerin künftiger Entwicklungen zu operieren (ibid.: 107).

Translationskulturen sind historisch gewachsene, kulturspezifische, dynamische, hybride, nicht eindeutig voneinander abgrenzbare Gebilde, wobei Translation alle transkulturellen Vermittlungshandlungen einschließt, die eine Gesellschaft im Kontakt mit anderssprachigen Gesellschaften benötigt (Prunč 2008: 19, 25f.). Prunč (1997) baut zwar auf funktionalen Ansätzen auf, geht aber schließlich weit über diese

3 Die nachhaltige Bedeutung des Konzeptes des Translatorischen Handelns für die Lehre unterstreichen zwei Artikel des Bandes *Berufsziel Übersetzen und Dolmetschen* (Kadrić/Kaindl 2016a): »Translatorisches Handeln als Beruf« (Schäffner 2016) und »Translatorisches Handeln: Anforderungen und Kompetenzen« (Risku 2016).

hinaus, indem er translationssoziologische Überlegungen berücksichtigt und insbesondere auf Bourdieus Kulturosoziologie rekurriert (Prunč 2008). Während Holz-Mänttärís Modell statisch ist und asymmetrische Machtverhältnisse nicht bedenkt, fußt Prunčs Translationskultur auf der Prämisse von Translation als interessens-, ideologie- und machtleitete Praxis (ibid.: 20), wobei Interessenausgleich durch Normen und Konventionen erreicht wird, sei es durch Aushandeln und Konsens, sei es durch Austragen von Konflikten oder durch Zwänge (ibid.: 27). Prunč betrachtet Translation zudem als heteronomes Feld, das von Zwängen aus anderen Feldern überlagert wird (ibid.: 25f.).

Prunč begnügt sich nicht damit, ein Modell zu entwerfen, das als Erklärungsrahmen für die Rekonstruktion historischer und aktueller Translationskulturen dienen soll. In einem weiteren Schritt konstruiert er ein Modell einer demokratischen Translationskultur, dem er die Leitvorstellung der grundsätzlichen Gleichberechtigung aller Handlungspartner*innen zugrunde legt (Prunč 2008) – ein Modell, das er an anderer Stelle als »idealistische Utopie« (Prunč 2012: 342) bezeichnet. Zentrale Konstruktionsprinzipien dieser Translationskultur sind die Maximen der Kooperativität, der Loyalität, der Transparenz und der Ökologizität. Kooperativität leitet sich auch bei Prunč aus Arbeitsteilung ab, allerdings im Unterschied zu Holz-Mänttärí in konkreten, von asymmetrischen Machtverhältnissen geprägten sozialen Räumen. Loyalität versteht er anders als Nord nicht als unidirektionales, sondern als reziprokes Prinzip gegenseitiger ethischer Verpflichtungen aller Handlungspartner*innen einschließlich der Loyalität der Translator*innen zu sich selbst und ihrem Berufsstand. Transparenz bedeutet die Offenlegung der Prämissen und Strategien der jeweiligen translatorischen Handlungen, aber auch die namentliche Nennung von Translator*innen als Urheber*innen von Translaten und Ökologizität zielt schließlich auf Ressourcensparsamkeit, Nachhaltigkeit und kulturelle Verträglichkeit ab (Prunč 2008: 30ff.).

Der Entwurf dieser »Utopie« verweist auf einen weiteren zentralen Eckpfeiler von Prunčs theoretischen Arbeiten, nämlich die Translationsethik, der er sich ebenso über Jahre hinweg widmete (vgl. etwa Prunč 2005, 2011). Es verwundert daher nicht, dass in seinen zum Standardwerk avancierten *Entwicklungslinien der Translationswissenschaft* das Kapitel zur Translationskultur als Unterkapitel des Kapitels zur Translationsethik aufscheint. Dort deklariert er seine Position insofern, als er Translationskulturen als »deontische Gefüge« (Prunč 2012: 339) bezeichnet. Prunčs »strategische Offensive« (Kujamäki 2010: 263) erwies sich auch für die Translationsdidaktik als fruchtbar, zumal der Beruf seit jeher eine bedeutende Position in der Lehre einnimmt (siehe Kapitel 1.1). So wurde dem Konzept der Translationskultur etwa in der Einführung *Translatorische Methodik* an prominenter Stelle im ersten Kapitel »Translation und Gesellschaft« ein eigenes Unterkapitel gewidmet, das auch die Aufforderung enthält, das Berufsbild mitzugestalten (Kadrić/Kaindl/Cooke 2012: 19). Dass Prunč sein Konzept der Translationskultur für eine deskriptiv-retro-

spektive ebenso wie eine operativ-prospektiven Anwendung modelliert, weist – wie schon in Kapitel 2.2 gezeigt wurde – darauf hin, dass translationswissenschaftliche Theorien und Modelle immer wieder, wenngleich in unterschiedlichem Maß, an Schnittflächen zwischen Wissenschaft, Lehre und sozialer Praxis zu verorten sind.

Erste substanziellste konzeptuelle Auseinandersetzungen mit dem Modell der Translationskultur legten Kujamäki (2010) und Wolf (2010a) vor. Kujamäki bietet einen schlüssigen analytischen Vergleich der aus verschiedenen (translations-)wissenschaftlichen Forschungstraditionen stammenden Konzepte der »Übersetzungskultur« und der »Translationskultur«. Und Wolf (2010a), die – wie noch ausgeführt wird – als Schlüsselfigur der Translationssoziologie gilt, unternimmt einen analytischen Vergleich der Konzepte des Translationsfeldes und der Translationskultur. In einem Band zu historischen Translationskulturen diskutiert Kujamäki (2020) zudem die Anwendung des Konzepts als Forschungsobjekt und Erklärungsmodell. Durch solche Arbeiten ebenso wie empirische Anwendungen gewinnt das Konzept weiter an Kontur. Für die vorliegende Studie liefert es als Teilaspekt der Konstruktion von Berufen eine interessante Perspektive, bietet aber kein ausreichendes theoretisches Fundament, da es seinen Blick auf bereits konsolidierte berufliche Felder richtet und Aspekte wie Entstehungsbedingungen, Konstruktionsprozesse, Ausformungen, Kommunikationsformen, Wandel, Grenzen, Binnen- und Außenkontakte nicht ausreichend spezifiziert (vgl. dazu auch Grbić 2010a).

3.2.2 Die irisierende Rolle von Dolmetscher*innen

Eine weitere Forschungsperspektive, die den Beruf von Translator*innen ins Blickfeld rückte, findet sich in den zahlreichen Arbeiten zur Rolle von Dolmetscher*innen. Während die Übersetzungswissenschaft zunächst der Status von Übersetzer*innen interessierte, also deren Verortung auf einer Rangskala der (professionellen) Wertschätzung (Miebach 2010: 41), – man denke an den Einfluss von Lawrence Venuti's Konzept der »invisibility« (1986) oder Daniel Simeonis »ingrained subserviance« (1998) des übersetzerischen Habitus – hat sich im Bereich des Dolmetschens vor allem die Frage nach der Rolle von Translator*innen im Interaktionsprozess gestellt, die mitunter auch im Zusammenhang mit dem Status behandelt wurde (etwa Setton/Guo 2009). Die beiden Konzepte können insofern zusammen gedacht werden, als soziale Rollen durch den Status geprägt werden, wobei sich Letzterer aus einer Kombination sozialer Kriterien u.a. dem Beruf, ergibt (Gentile 2013: 66; siehe Kapitel 3.2.3). Im Verlauf der Zeit differenzierten sich die Konzepte der Übersetzungs- wie Dolmetschwissenschaft aus, neben Status und Rolle befasste man sich mit (beruflicher) Identität, Positionierung, Habitus, Stimme, Agency u.Ä.

Auch wenn die soziologische Handlungstheorie Rolle konkurrierend als Kategorie der Sozialstruktur, der Sozialisation oder der Interaktion modelliert, so be-

steht nach Miebach (2010: 40) die Grundidee darin, dass an Mitglieder einer Gesellschaft in sozialen Situationen Verhaltenserwartungen gerichtet werden, die von den Akteur*innen regelmäßig mehr oder weniger erfüllt werden. Voraussetzung ist, dass die Rollenträger*innen eine bestimmte Position in der gesellschaftlichen Ordnung einnehmen, die sich entweder aus einer bestimmten Rollenfunktion (z. B. Ärztin) oder der Mitgliedschaft in einer Gruppe (z. B. Kind) ergibt. Es ist nicht verwunderlich, dass sich dieses soziologische Konstrukt als brauchbar für die Dolmetschwissenschaft erwies: Zum einen sind Dolmetscher*innen in einen unmittelbaren Handlungskontext eingebunden, zum anderen erlaubt das Konzept eine normative ebenso wie eine interpretative Perspektivierung. Die Notwendigkeit, die normative Perspektive auf die Rolle von – in seinem Fall – Übersetzer*innen zu untersuchen, unterstreicht bereits Toury:

Translation activities should [...] be regarded as having cultural significance. Consequently, ›translatorship‹ amounts first and foremost to being able to *play a social role*, i.e., to fulfil a function allotted by a community – to the activity, its practitioners and/or their products – in a way which is deemed appropriate in its own terms of reference. (Toury 1995: 53, Hervorh. i. Orig.)

Auch wenn die Rolle bei Toury nicht als analytisches Konzept im Vordergrund steht, sondern lediglich als erklärende Grundlage für die Typologisierung translatorischer Normen dient, so verwundert es doch, dass seine Ausführungen in der Dolmetschwissenschaft nur geringes Echo erfuhren.

Da die Literatur zur Rolle von Dolmetscher*innen fast unüberschaubar geworden ist und das Konzept nicht immer theoretisch fundiert zur Anwendung kommt, soll auf den nächsten Seiten anhand ausgewählter Arbeiten lediglich ein cursorischer Überblick darüber gegeben werden, wie das Konzept Eingang in die Disziplin nahm, wie es konzeptuell weiterentwickelt wurde und in welcher Art und Weise es dazu beigetragen hat, den Beruf von Dolmetscher*innen in den Fokus zu rücken.

Abgesehen von einzelnen Studien aus anderen Disziplinen war die Rolle von Dolmetscher*innen in der Dolmetschwissenschaft zunächst jedoch kein Thema. Wie bereits erwähnt, bildete sich im Fahrwasser der Forschung zum simultanen Konferenzdolmetschen ein entkörperlichtes Bild von Dolmetscher*innen aus, die physisch isoliert und vertechnisiert monologische Texte transkodieren und damit von sozialen Einflüssen weitgehend abgeschirmt sind. Auch die Dolmetschtheorie trug mit Seleskovitchs *théorie du sens* dazu bei, das Idealbild von Transparenz, Objektivität und Neutralität zu perpetuieren, ging sie doch davon aus, Sinn sei objektiv, sprachfrei und personenunabhängig (Zwischenberger 2013: 69). Kam das Thema Rolle doch aufs Tapet, so meist simplifiziert, reduktionistisch, theoriefern, häufig als simple binäre Opposition konstruiert und in Metaphern gekleidet wie das Gegensatzpaar »ghost« vs. »intruder«, das Andrzej Kopczyński (1994) im Zuge einer Befragung von Nutzer*innen des Konferenzdolmetschens prägte.

Eine der ersten Arbeiten zur Rolle von Dolmetscher*innen stammt aus der Feder des Soziologen R. Bruce W. Anderson (1976). Sie blieb lange Zeit unbeachtet, wurde jedoch durch den Nachdruck im *Interpreting Studies Reader* (Pöchhacker/Shlesinger 2002) inzwischen zur Standardlektüre. Für Anderson ist die Rolle von Dolmetscher*innen in allen Handlungszusammenhängen sozial und somit soziologisch relevant. Als »Dritte«, die aus der Ferne dazustoßen – und hier bezieht er sich auf Georg Simmels triadische Figurenlehre – befinden sich Dolmetscher*innen in einem Dilemma. Sie können einigen oder entzweien, die Rolle des Unparteiischen und Vermittlers (Simmel 1908: 103) einnehmen oder ihre Macht als »Tertius gaudens« (ibid.: 111) ausspielen. Um Dilemmata der Position analytisch erfassen zu können, führt er rollentheoretische Konstrukte wie »role overload«, »role conflict« und »role prescription« ein. Bis auf einen weiteren Beitrag (Anderson 1978) befasste er sich nicht weiter mit dem Thema.

Ebenso in den 1970ern erschien ein Aufsatz des Sprachwissenschaftlers Ranier Lang (1978). Lang dissertierte über die Sprache Enga der Bewohner von Enga, einer Hochlandprovinz in Papua Neuguinea, und interessierte sich für die Rolle der Dolmetscher*innen, die bei der Polizei, bei lokalen Gerichten und im Krankenhaus zwischen Enga und Tok Pisin dolmetschen. In diesem Beitrag untersucht er non-verbale Verhaltensweisen beim Turn-Taking in einer Gerichtsverhandlung und attestiert dem Dolmetscher aufgrund von Körperhaltung, Gestik und Blickverhalten »passive involvement« (ibid.: 241), auch wenn er ihn – da er neben dem Polizeibeamten sitzt – eingangs als nicht neutrale Partei identifiziert.

Mitte der 1980er Jahre entstand aus einem Forschungsprojekt des Medizinanthropologen Joseph Kaufert zur Dolmetschtätigkeit in Krankenhäusern für Nordkanadas indigene Bevölkerung ein erster von mehreren Artikeln. Er untersucht Rollenkonflikte und Machtpotenzial indigener Dolmetscher*innen für Cree und Saulteau in zwei städtischen Krankenhäusern und konstruiert auf Basis von Feldbeobachtungen und Videoaufzeichnungen von Dolmetschungen eine Typologie von vier Dolmetscherrollen: »direct linguistic translator«, »culture broker-informant«, »culture broker-biomedical interpreter« und »patient advocate« (Kaufert/Koolage 1984), der, wie noch ausgeführt wird, zahlreiche weitere folgen werden.

Die Arbeiten der Anglist*innen Knapp und Knapp-Potthoff, die ebenso Mitte der 1980er Jahre erschienen, wurden bereits in Kapitel 2.2 abgehandelt. Da jede dieser Disziplinen ihre eigenen Beweggründe dafür hatte, sich mit der Rolle von Dolmetscher*innen auseinanderzusetzen, unterscheiden sich die Fragestellungen ebenso wie die »Lösungsmöglichkeiten« für die Praxis. Interessant ist in jedem Fall, dass sich die Überlegungen trotz unterschiedlicher Forschungsmotive und -perspektiven immer wieder um die prekäre Gestaltungsmacht der Dolmetscher*innen drehen.

Um einen Einblick in das dolmetschwissenschaftliche Feld geben zu können, werden die Arbeiten zur Rolle von Dolmetscher*innen nach ihrem methodischen

Zugang wie folgt kategorisiert und besprochen: a) Rollenbeschreibungen und -konzeptualisierungen, b) Befragungen und c) Studien zur Rollenperformanz (vgl. dazu auch Pöllabauer 2015). Die meisten Arbeiten befassen sich mit dem Kommunal- und Gerichtsdolmetschen, die Rolle von Konferenzdolmetscher*innen wurde weit seltener problematisiert. Als Ausnahmen seien die Monografien von Ebru Diriker (2004) und Cornelia Zwischenberger (2013) angeführt. Während Diriker die Repräsentation von Konferenzdolmetscher*innen in den Diskursen verschiedener Akteur*innen und Institutionen (Berufsverbände, Fachlehrbücher, Medien u.a.) verglich sowie den Zusammenhang von Präsenz und Performanz in einer konkreten Konferenz analysierte, untersuchte Zwischenberger auf Basis zweier Befragungen den Zusammenhang der Konstrukte Qualität, Rolle und Norm aus der Sicht der befragten Konferenzdolmetscher*innen.

Ein Streifzug durch die mannigfaltige Literatur lässt den Schluss zu, dass die emblematische Rolle, die Dolmetscher*innen lange zugeschrieben wurde, jene des metaphorischen »Sprachrohrs« (»conduit«) ist, dass ihre Tätigkeit also nur dann legitimiert bzw. überhaupt erst als solche wahrgenommen wird, wenn sie in einem eingeschränkten Interpretations- und Interaktionsspielraum handeln und dem Ideal von Transparenz, Objektivität, Neutralität und Unschuld entsprechen. Neben dem vielzitierten Sprachrohr finden sich in frühen Arbeiten weitere Metaphern der Unauffälligkeit, wie Kanal (»channel«, Ingram 1974/2015: 23), Glasscheibe (»pane of glass«, Schweda Nicholson 1994: 84), Telefon (»telephone«, Neumann Solow 1981: ix) oder »Postbote« (Scheffer 2001: 40) (vgl. dazu Roy 1993). Fast erliegt man dem Eindruck, ihnen wohne ein mahnendes pädagogisches Moment inne, das dazu dient, die Gefahr des dräuenden Machtmissbrauchs auf der einen Seite und des damit einhergehenden Machtverlusts auf der anderen Seite abzuwenden. Wie die oben erwähnte Opposition zwischen »ghost« und »intruder« zeigt, wird häufig eine zweite Seite der Medaille mitkonstruiert, die von der Fehlbarkeit von Translator*innen in Hinblick auf das Ideal und dem damit verbundenen Misstrauen ihnen gegenüber gespeist wird und ihn bzw. sie bei Überschreitung der rolleninhärenten Grenzen etwa als »Co-Therapeut« (Müllejans/Pala 1999: 127) oder »Hilfspolizist« (Donk/Schröer 1995: 404) desavouiert.

Die schillernde Metaphorik negativ besetzter Rollenbilder kommt auch in fiktionalen Werken zum Ausdruck, wobei die Repräsentationen der Dolmetscher*innenfiguren häufig von Opportunismus, Parteilichkeit, Manipulation und Verrat zeugen (vgl. Andres 2009: 12). Das tatsächlich Gefährliche an der imaginierten Figur von Translator*innen scheint jedoch ihre Verwandtschaft zum Chamäleon, das sich – wie Prunč (2009) kurzweilig schildert – aufgrund seiner Fähigkeit zur Mimese gänzlich der Umwelt anpassen kann, aber auch in schillernden Farben zu balzen imstande ist oder sich gar mit Drohgebärden gegen andere zu wenden vermag.

Einen vielzitierten, fundierten und mitunter missverstandenen Artikel zur Metaphorisierung der Dolmetscher*innenrolle in Forschung und Praxis am Beispiel

des Gebärdensprachdolmetschens verfasste Cynthia Roy bereits 1993. Roy sieht die Verwendung von Metaphern als Indikator dafür, dass das komplexe Rollenverhalten von Dolmetscher*innen weder empirisch ausreichend untersucht noch in der Praxis hinlänglich durchdrungen wurde. Anstatt zu versuchen, die soziale Rolle von Dolmetscher*innen zu verstehen, perpetuiere man ein »belief system about interpreting«, das auf der überkommenen technisch-mechanischen Rolle des »conduit« basiere. Anhand von vier von Witter-Merithew im Jahre 1986 im Publikationsorgan eines Berufsverbandes beschriebenen Rollen »helper«, »conduit«, »communication-facilitator« und »bilingual, bicultural specialist« zeichnet sie die Entwicklung der Repräsentation von Gebärdensprachdolmetscher*innen in den USA nach. Dass solche Rollenmetaphern festgeschrieben werden und den Beruf über viele Jahre prägen, zeigen Laurie Swabey und Paula Gajewski Mickelson (2008), ebenso am Beispiel von Gebärdensprachdolmetscher*innen in den USA, anhand des Einflusses von Legislative, Berufsverbänden und Ausbildung auf. Marina McIntire und Gary R. Sanderson (1995) analysieren die von Witter-Merithew eingeführten Rollenmodelle und deren historische Entwicklung in Hinblick auf Macht und Kontrolle u.a. auf Basis von Textbeispielen aus Standardlehrbüchern für Gebärdensprachdolmetscher*innen. Und Sarah S. Willen (2011: 74) diskutiert epistemologische, praktische und ethische Probleme gängiger Rollenmetaphern anhand der Cluster »mechanical metaphors (robot, machine, telephone, modem), metaphors of connection and facilitation (channel, conduit, bridge, clarifier), and metaphors of exploration and investigation (detective, mine digger, diamond connoisseur).«

Wie bereits erwähnt, ist die Literatur zur Dolmetscher*innenrolle inzwischen fast unüberschaubar geworden und häufig präskriptiv. Daher sollen an dieser Stelle lediglich einige konzeptuelle Arbeiten angeführt werden, die der Kritik an statischen und deterministischen Zugängen durch neue Überlegungen zu begegnen versuchen. Krisztina Zimányi (2009) versucht das Problem dahingehend zu lösen, dass sie die Bandbreite möglicher Rollen von Dolmetscher*innen anhand von grafischen Darstellungen auf zwei Achsen, der »impartiality axes« und der »involvement axis«, als Kontinuum modelliert. Peter Llewellyn-Jones und Robert G. Lee (2014) modellieren einen variablen *Role-Space* für (Gebärdensprach-)Dolmetscher*innen, der dynamisch, situativ, verhandelbar und begründbar ist und auf drei Achsen konstruiert wird: »interaction management«, »participant alignment« und »presentation of self«. Und Elena Aguirre Fernández Bravo (2019) schlägt ein komplexes geschichtetes Rollenkontinuum für das Kommundolmetschen zwischen den Polen »conduit« und »advocat« vor, wobei neun Schichten oder Subskalen den Grad der »mediation« bestimmen.

Paola Gentile (2014) wiederum schlägt vor, die soziale Rolle stets zusammen mit den Konzepten Positionierung und Status zu denken, um Dynamik wie Statik und Mikro- wie Makroprozesse und -strukturen im Blick zu haben. »Positioning« – ein Konzept, mit dem schon Ian Mason (2009) arbeitete – umfasse diskursive Prakti-

ken, mit denen Personen sich und andere in der Interaktion positionieren und damit konstruieren.⁴ Rolle beziehe sich auf soziale Erwartungen und sei insofern statisch, werde aber in Interaktionen »gespielt« (»performed«). Und Status sei eine fixe Zuschreibung von sozialen Attributen in Relation zu anderen Menschen und unterliege der Gruppendynamik. Auch Cokely (2005) greift in seiner Studie zum Wandel des Selbstbildes von Gebärdensprachdolmetscher*innen in den USA auf Positionierung zurück, allerdings ohne das Konzept zu diskutieren.

Abschließend seien noch Arbeiten von Şebnem Bahadır und Rebecca Tipton angeführt, deren Überlegungen ausgetretene Pfade der Rollenwahrnehmung und -konstruktion verlassen, zumal sie soziologisch wie philosophisch inspiriert sind. Bahadır geht es weder um Klärung, Kategorisierung oder Universalisierung der Dolmetscher*innen-Position noch darum, ein Beschreibungs- oder Analysemodell zu entwickeln, sondern darum, Komplexitäten, Vagheiten, Diskrepanzen und auch Paradoxien der translatorischen Rolle im Bereich des Kommunaldolmetschens aufzudecken, anzunehmen und für die theoretische Reflexion sowie in weiterer Folge für die Lehre und die reflexive Praxis zu nutzen. Dabei stellt sie den Körper der Dolmetschenden ins Zentrum ihrer Überlegungen (vgl. etwa Bahadır 2008, 2010a).

Tipton (2009), die einen der wenigen theoretischen Aufsätze zur Wahrnehmung von Konferenzdolmetscher*innen vorlegt, geht explizit vom Konzept der Reflexion als konstitutives Element der sozialen Praxis aus. Auf Grundlage von Anthony Giddens' Strukturationstheorie und Donald Schöns Epistemologie der reflektierten Praxis⁵ problematisiert sie das dezentrierte Bild von Simultandolmetscher*innen, die aufgrund ihrer Positionierung in Kabinen in einzigartiger Weise gleichzeitige an- und abwesend sind. Im Zentrum ihrer Kritik steht die Dezentrierung des Dolmetscher-Selbst, »a deliberate foregrounding of the professional [...] self and a ›concealment‹ of the private self« (Tipton 2009: 54). Diese »disembodied« presence« (ibid.: 61) trage zum einen zur externen Wahrnehmung von Konferenzdolmetscher*innen als »unthinking parrot« (ibid.: 54) bei und wirke sich zum anderen als permanente kognitive Last auf deren Selbstwahrnehmung aus. Um die Abwesenheit-Anwesenheit-Dichotomie zu dekonstruieren, zeigt sie den zu gering geschätzten Gestaltungsspielraum zwischen Determiniertheit und Möglichkeit auf.

Die zweite Gruppe von Arbeiten geht der Rollenbildung in der sozialen Praxis disziplinübergreifend anhand von qualitativen wie quantitativen Befragungen von

4 Das Konzept geht auf Rom Harré zurück, der es als dynamische Alternative zu Erving Goffmans Rollenmodell für die Analyse der Konstruktion personaler und sozialer Identität in Diskursen einführte (vgl. Davies/Harré 1990).

5 Schön verbindet professionelle Praxis mit Attributen wie Komplexität, Unsicherheit, Instabilität oder Unvorhersehbarkeit (ibid.).

Dolmetscher*innen, Vermittlungsagenturen und/oder Kund*innen, also Vertreter*innen von Institutionen ebenso wie Migrant*innen oder Gehörlosen, meist im Bereich des Kommunal- und Gerichtsdolmetschens nach. Eine der wenigen Umfragen unter Konferenzdolmetscher*innen u.a. zu deren Rollenbildern führte, wie bereits erwähnt, Zwischenberger (2013) durch. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch Claudia Angelellis (2004a) Umfrage unter Konferenz-, Gerichts- und Kommundolmetscher*innen in den USA, in Mexiko und in Kanada. Ausgehend vom »myth of invisibility« (ibid.: 5) geht sie der Frage nach, ob und wenn ja, inwiefern Dolmetscher*innen in unterschiedlichen Settings unterschiedliche Rollenbilder internalisieren. Dazu entwarf sie den »Interpreter's Interpersonal Role Inventory«, ein aus 38 Aussagen oder »visibility items« (ibid.: 62) bestehender Fragebogen. Die Studie ergab, dass sich keine der Gruppen als »unsichtbar« empfand, wobei sich die in medizinischen Settings tätigen Dolmetscher*innen als am sichtbarsten betrachteten.

Auffällig ist, dass als Ergebnis von Befragungen häufig Rollentypologien konstruiert werden, die einerseits sprachlich kreativ anmuten und andererseits doch ähnliche Rollenfamilien umfassen. Die Typologie von Kaufert und Koolage (1984) mit den Rollen *direct linguistic translator*, *culture broker-informant*, *culture broker-biomedical interpreter*, *patient advocate* wurde schon erwähnt. Gerard Drennan und Leslie Swartz (1999) befragten Dolmetscher*innen, Ärzt*innen, weiteres medizinisches und auch administratives Personal in einer psychiatrischen Klinik in Kapstadt und konstruierten die Rollen *language specialist*, *culture specialist*, *patient advocate*, *institutional therapist*. Helge Niska (2002) entwickelte auf Basis einer europäischen Umfrage unter 42 Dolmetschagenturen eine Rollenpyramide, die von *conduit* über *clarifier* und *culture broker* bis zu *advocate* reicht. Angelelli (2004b) befragte Dolmetscher*innen in einem kalifornischen Krankenhaus und modellierte aus ihren Ergebnissen die Rollenbilder *detective*, *multi-purpose bridge*, *diamond connoisseur*, *miner*. Yvan Leanza (2005) wiederum klassifizierte vier verschiedene Rollenausprägungen auf Grundlage von Interviews, Beobachtungen und Aufnahmen in einer pädiatrischen Ambulanz in der Schweiz und gelangte zu den Rollen *linguistic agent*, *community agent*, *integration agent* und *system agent*. Elaine Hsieh (2008) extrahierte aus ihren Beobachtungen von und Interviews mit Medizindolmetscher*innen zweier Dolmetschagenturen in den USA die Typen *conduit*, *advocate*, *manager* und *professional*. Und Bischoff/Kurth/Henley (2012) befragten Dolmetscher*innen einer Schweizer Frauenklinik, die laut ihnen folgende Rollen einnehmen: *word-for-word translation*, *intercultural explanation*, *relationship-building*, *accompanying immigrants* und *facilitating integration of immigrants*. Abschließend sei eine rezentere Arbeit von François René de Cotret, Camille Brisset und Yvan Leanza (2021) angeführt, die theoretisch einen etwas anderen Weg geht, obwohl sie, was die Ergebnisse betrifft, an Leanzas Publikation von 2005 anschließt. Basierend auf Ian Masons »positioning« und mit Fokus auf interprofessionelle Kooperation im Gesundheitsbereich erstellen sie auf Basis von aus Inter-

views mit kanadischen »healthcare providers« generierten 17 Positionierungen eine Typologie von vier Idealtypen, die entlang zweier Achsen organisiert sind, der Interaktionsachse (von kollaborativ bis obstruktiv) und der Aktionsachse (von internem zum externen »positioning«). Die Idealtypen lauten: aktiv, proaktiv, hyperaktiv und reaktiv.

Diese über einen langen Zeitraum entstandenen Arbeiten tragen dazu bei, die diskrepanten Erwartungshaltungen an Dolmetscher*innen vonseiten ihrer Auftraggeber*innen und Kund*innen ebenso wie auch die internalisierten (oder lediglich als transportabel taugenden) Selbstbilder aufzuzeigen, die in ihrer Vielfalt den situativen, kulturellen und temporären Charakter von Dolmetschungen unterstreichen. Eine Universalisierung der typischen Dolmetscher*innenrolle ist, auch wenn sie romantische Utopie sein mag, letztlich unmöglich, vielmehr scheinen Rollendiskrepanzen keine Ausnahme darzustellen, sondern aufgrund der Bedingungen der vielfältigen Handlungsfelder unausweichlicher Bestandteil des beruflichen Alltags zu sein. Betrachtet man diese und andere Rollentypologien genauer, so finden sich nicht nur Rollenfamilien, die in allen Typologien vorkommen; ein Metablick erweist sich auch insofern als sinnvoll, als sich deutlich zeigt, dass Rollenkonstruktionen Grenzziehungsarbeit implizieren, sei es, um Grenzen aufzubauen, aufzuzeigen oder auch zu überschreiten, und zwar aus der Perspektive aller am Interaktionsprozess beteiligten Akteur*innen.

Die letzte Gruppe von Arbeiten zur Rolle von Dolmetscher*innen ist auch jene, die am besten dokumentiert und theoretisch ebenso wie methodisch breit diskutiert wurde. Pöchhacker (2016: 71f.) attestiert diesen Arbeiten nicht nur einen kohärenten konzeptuellen Zugang zum Objektbereich und einen klar definierten, vielfältigen Methodenapparat, sondern verleiht ihnen sogar paradigmatischen Status in der Entwicklung der Dolmetschwissenschaft. Die in den frühen 1990er Jahren einsetzende Strömung, die er als »DI (dialogic interactionist, or discourse-in-interaction) paradigm« bezeichnet, habe in der wissenschaftlichen Community, die sich zuvor vor allem mit dem Konferenzdolmetschen aus kognitiver Perspektive befassete, einen »radically new ›way of seeing‹« (ibid.: 71) eröffnet. Inspiriert durch verschiedene diskursanalytische Zugänge werden auf Basis von Transkripten authentischer Dolmetschsituationen die Sprachverwendung der beteiligten Akteur*innen, die Interaktionsmuster und die Gesprächsdynamik untersucht, wobei versucht wird, Einflussfaktoren auf die Interaktion zu ermitteln und mögliche Beweggründe für das sprachliche Handeln der Akteur*innen zu rekonstruieren (vgl. Mason 2015).

Auch wenn Roys Dissertation zur Organisation des Sprecher*innenwechsels im Rahmen eines gedolmetschten Gesprächs zwischen einem Universitätsprofessor und einem gehörlosen Studenten (1989, 2000) früher entstand, leitete doch Wa-

densjös (1992, 1998)⁶ Dissertation die Erfolgsgeschichte dieses Forschungsstrangs ein, zumal Roy ihre Arbeit erst im Jahre 2000, in überarbeiteter Form, publizierte.⁷ Dass Wadensjö (ibid.) gleichsam ein neues Paradigma einläutete, einen großen Einfluss auf die Disziplin nahm und heute noch als Standardwerk gilt, ist nicht nur dem aufkeimenden Interesse am Kommunaldolmetschen zu schulden, sondern auch ihrem theoretisch fundierten Zugang und ihrem Ansinnen, nicht nur empirische Befunde zu liefern, sondern dem dolmetschwissenschaftlichen Diskurs konzeptuell und modellbildend ein neues Moment zu geben. Wadensjö, die an der sozialen Ordnung gedolmetschter Gespräche interessiert ist, verfolgt einen interaktionssoziologischen Ansatz und konzeptualisiert die Dolmetschsituation im Kommunalbereich als »communicative pas de trois« (Wadensjö 1998: 10).

Theoretisch greift sie auf Michail Michailowitsch Bachtins Dialogizitätskonzept von Sprache und Erving Goffmans Rollentheorie zurück und erweitert diese in Hinblick auf die Analyse von Dolmetschhandlungen. Dabei unterscheidet sie nach Goffman drei Aspekte von Rollen, nämlich die normative Rolle, die typische Rolle und die tatsächliche Rollenausführung (»role performance«, »role enactment«). Zudem entwickelt sie Goffmans *Participation Framework* (Beteiligungsrahmen oder -struktur), der das Verhältnis zwischen Sprecher*innen und Hörer*innen im Gespräch analytisch erfasst, weiter. Dieser besagt, dass, sobald ein Wort gesprochen wurde, alle Teilnehmer*innen automatisch eine Position dazu einnehmen, die ihre jeweilige Art und Weise zu sprechen und zu hören beeinflusst. Die Anpassung an eine bestimmte Äußerung nennt Goffman *footing*, die Äußerungsform (*production format*) konzeptualisiert er als Set von Positionen, die ein*e Sprecher*in einnehmen kann, nämlich »animator«, »author« und »principal«. Wadensjö entwickelt das *participation framework* dahingehend weiter, als sie zusätzlich zum *production format* ein *reception format* mit den analytischen Rollen der Hörer*innen als »reporter«, »recapitulator« und »responder« modelliert. In ihrer Analyse von gedolmetschten Interaktionen in medizinischen und polizeilichen Settings kommt sie zum Ergebnis, dass die Dolmetscher*innen zwischen verschiedenen Sprecher*innen- und Hörer*innenrollen und dem damit verbundenen Teilnehmer*innenstatus wechseln. Damit leistete sie nicht nur einen bedeutenden Beitrag dazu, das Rollenkonzept aus seinem normativen, mitunter moralisierenden Korsett zu befreien, sondern inspirierte auch eine Reihe von weiteren Untersuchungen zu gedolmetschten Interaktionen in verschiedenen

6 Wadensjös Dissertation erschien zunächst 1992 in einer Serie der Universität Linköping und wurde 1998 von Longman in überarbeiteter Form veröffentlicht.

7 Roys Dissertation wurde 1989 an der Georgetown University approbiert und 2000 in erweiterter Form publiziert. Roy veröffentlichte ihre Ergebnisse zwar auch in Aufsätzen (1992, 1993), diese wurden allerdings von der translationswissenschaftlichen Community zunächst kaum rezipiert (vgl. Grbić 2007). Als weitere Pionierarbeit kann jene zu gedolmetschten Gerichtsverhandlungen von Susan Berk-Seligson (1990) angeführt werden.

Feldern wie Gericht (Hale 2004), Medizin (Meyer 2004), Asylanhörungen (Pöllbauer 2005) oder Psychotherapie (Bot 2005), um nur einige größere Arbeiten zu nennen. Diese stehen z.T. in unterschiedlichen diskursanalytischen Traditionen und haben im Vergleich zu Wadensjö eher empirische Befunde erhoben als die Theorie intensiv vorangetrieben. Als Beispiel für eine Weiterentwicklung des *Footing*-Konzepts nach Wadensjö seien Raffaella Merlini und Roberta Favaron (2005) angeführt. Ausgehend von Elliot G. Mishlers Unterscheidung der »Stimme der Medizin« und jener der »Lebenswelt«, die in der Interaktion zwischen Arzt bzw. Ärztin und Patient*in miteinander ringen, führen sie eine »Stimme des*der Dolmetscher*in« ein und gelangen in ihrer Analyse gedolmetschter Logopädie-sitzungen zu sieben *Footing*-Kategorien (»reporter«, »narrator«, »direct recapitulator«, »indirect recapitulator«, »responder«, »pseudo-co-principal«, »principal«).

Seit den ersten Arbeiten sind diskursanalytische Studien immer häufiger erschienen, dies zeigt sich auch in der Publikation thematischer Sammelbände wie etwa Claudio Baraldi und Laura Gaviolis *Coordinating Participation in Dialogue Interpreting* (2012), für den Wadensjö das Vorwort verfasste. Methodologisch werden die Studien komplexer, indem sie nicht mehr nur das verbale Verhalten der Akteur*innen untersuchen, sondern »verbal in conjunction with visual, aural, embodied and spatial meaning-making resources« (Davitti 2019: 7) berücksichtigen.

Betrachtet man nun alle drei besprochenen Zugänge zur sozialen Rolle von Dolmetscher*innen, so lässt sich unschwer erkennen, dass die Kategorien prototypisch um den Gestaltungs- und Entscheidungsspielraum von Dolmetscher*innen modelliert werden und letztlich um die Frage des reziproken Gewinns bzw. des Verlusts von Macht und Kontrolle als Kerndimensionen kreisen. Als direkte Dienstleistung an den Kund*innen ist das Dolmetschen nicht allein durch eine autonome institutionelle Ordnung reglementiert, wie sie abstrakt-generelle Ehrenordnungen und Verhaltensregeln darstellen. Vielmehr ist es in verschiedenen sozialen Feldern und Subfeldern mit ihren jeweiligen Spielregeln, Kräfteverhältnissen und Positionen verortet, sei es das juristische Feld, das der Bildung oder jenes der Medizin, in das die jeweilige Dolmetscherin bzw. der jeweilige Dolmetscher temporär eintritt und somit von heteronomen Erwartungshaltungen und Normen mitbestimmt ist. Die Dolmetscher*innen sind in ihrer Funktion als Mittler*innen in diesen Sequenzen, das zeigen historische Arbeiten ebenso wie Studien zu aktuellen Dolmetsch-situationen, ebenso mächtig wie verwundbar, wie dies Michael Cronin (2000: 74) in Zusammenhang mit der Erwähnung von Dolmetscher*innen in Reiseliteratur bemerkt. Sie haben das Potenzial, die gegebene Situation zu manipulieren, ebenso wie sie selbst manipulierbar sind. Und sie stellen eine unausweichliche und unabwendbare Einflussgröße dar, die das Verlangen nach einem friktionslosen und störungsfreien Sprachtransfer mit ihrer leiblich-affektiven Präsenz Lügen strafen: »Interpreters are not diaphanous [sic] creatures of passage. They embody cultures.

Messages do not flow through them in a frictionless world of zero-resistance« (ibid.).

Operiert man mit dem Konstrukt der Rolle, scheinen Rollenambiguität, Rollenüberlastung und Rollenkonflikt, wie dies bereits Anderson (1976) ins Treffen führte, aufgrund der nicht-egalitären Konstellationen vieler Dolmetschsituationen kein Ausnahmezustand zu sein. Vielmehr sind sie paradoxer Tatbestand der Rollenselbstverständlichkeit und damit Kerndimension des translatorisch tätigen Selbst. Insofern ist es nicht erstaunlich, dass in Zusammenhang mit der Rollendiskussion immer wieder Fragen der Translationsethik angerissen werden, werden doch Rollenmodelle und Rollenbilder nicht nur von den Erwartungshaltungen der Interaktionspartner*innen, sondern in starkem Maße auch von normgebenden Institutionen mitkonstruiert, festgeschrieben und transportiert (vgl. Ozolins 2015 und Setton/Prunč 2015; siehe Kapitel 1.3.2 und 2.3).

Auch wenn die Kritik an dolmetschwissenschaftlichen Arbeiten strukturfunktionalistischer Ausprägung, die soziale Rollen als fixe Bündel von Erwartungshaltungen betrachten, ebenso wie an präskriptiven Konzeptualisierungen berechtigt ist, sollte das Konstrukt der Rolle Goffmanscher Ausprägung weder als »hermetisches Gehäuse der Hörigkeit« (Gerhardt 2004: 386) missverstanden noch auf ein simples interaktionistisches Modell mit geringer theoretisch-systematischer Bedeutung reduziert werden. Zwar bietet sich sein Konzeptinstrumentarium aufgrund seiner sozialinteraktionistischen Prägung insbesondere für die Mikropraxisanalyse gedolmetschter Interaktionen an, doch scheint es in der Translationswissenschaft, abgesehen von einigen Ausnahmen, theoretisch-systematisch nicht ausreichend genutzt bzw. weiterentwickelt worden zu sein. Wie Herbert Willems bemerkt, sind Goffmans Deutungsmuster durchaus generalisierbarer, umfassen sie doch zentrale Aspekte von sozialen Konstellationen und Figurationen wie »Macht, Kapital, Wissen, Moral, symbolische Ordnung/Ritual, Konkurrenz, Kampf, Strategie, Distinktion, (Sinn-)Grenzen, Disziplin, Materialität, Raum, Körper usw.« (Willems 2012: 80). Auch Beate Kraus und Gunter Gebauer (2002: 69), die dem Konstrukt der sozialen Rolle kritisch gegenüberstehen und eine schlüssige Argumentation für den Vorzug des Habitus liefern, räumen Goffmans Arbeiten ein, den engen theoretischen Rahmen des Konzeptes gesprengt zu haben. In diesem Sinne gibt es noch Potenzial, das berufliche Selbst von Dolmetscher*innen anhand seiner Überlegungen weiter zu konturieren, wiewohl auch die Einschränkungen und Aussparungen, die dem Konzept innewohnen, nicht außer Acht gelassen werden sollten, so die Frage der Einheit bzw. Kohärenz der Person im Gegensatz zur multiplen Rollenhaftigkeit, die Problematik, nur einen Ausschnitt der menschlichen Existenz erfassen zu können, und den fehlenden Blick auf größere soziale, kulturelle und historische Zusammenhänge. In der Dolmetschwissenschaft versucht Merlini (2009) zunächst mit dem Konzept des »positioning« einen anderen

Weg zu gehen und lässt das Konzept der Rolle schließlich mit Bezug auf Empathie gänzlich fallen (Merlini/Gatti 2015).

In Bezug auf die vorliegende Studie ist das Konzept der Rolle dahingehend von Bedeutung, als angenommen wird, dass es im Verlauf der Konstruktion des Berufs von Gebärdensprachdolmetscher*innen immer stärker ins Treffen geführt wurde, um sowohl symbolische Grenzen zwischen »gutem« und »schlechtem« Verhalten zu ziehen, also, um in Goffmans Worten zu sprechen, die normative Rolle, etwa im Zuge der Entwicklung eines Ehrenkodizes, zu konstruieren, als auch, um die typische Rolle von Gebärdensprachdolmetscher*innen gegenüber anderen translatorischen und nicht-translatorischen Tätigkeiten bzw. Berufen abzugrenzen.

Den zentralen Beitrag, Translator*innen als Akteur*innen zu begreifen, leistete und leistet die Translationssoziologie, die auch in der Behandlung translatorischer Tätigkeiten und Berufe eine wichtige Rolle einnimmt. Ob der Fülle an Literatur und angesichts der Tatsache, dass eine Reihe von Überblicksdarstellungen (etwa Vorderobermeier 2012; Inghilleri 2015; Wolf 2010b) sowie eine Einführung (Tyulenev 2014) vorliegen und die 3. Auflage der *Encyclopedia of Translation Studies* (Baker/Saldanha 2020) einzelne soziologische Ansätze gesondert behandelt, werden in nachfolgendem Kapitel nur die Anfänge nachgezeichnet und einige Zugänge anhand ausgewählter Arbeiten herausgegriffen, die für die Diskussion beruflicher Tätigkeiten von Translator*innen relevant sind.⁸

3.2.3 Von Akteur*innen und Strukturen – Berufe im Blick der Translationssoziologie

Die Bedeutung der Translationssoziologie für die Untersuchung translatorischer Berufe wird in den o.g. Überblicksdarstellungen zwar angesprochen, aber nicht systematisch diskutiert. Den beruflichen Tätigkeiten von Translator*innen räumt erst Sergey Tyulenev (2014) in seinem Band *Translation and Society* ein Kapitel ein, allerdings verweist er nicht ausreichend auf unterschiedliche soziologische Zugänge und behandelt das Thema auf recht traditionelle, mitunter normative und eklektische Weise. Ganz anders der dichte Grundlagenbeitrag von Rakefet Sela-Sheffy (2022), die das Konzept des Übersetzungsberufs theoretisch fundiert und multiperspektivisch diskutiert, dabei allerdings nicht systematisch auf translationswissenschaftliche Entwicklungslinien eingeht und das Dolmetschen großteils ausspart. Das vorliegende Kapitel versucht diese Lücke zu schließen und die

8 Obwohl das Konzept der Rolle aus der Soziologie stammt, erschien es ratsam, die Rolle von Dolmetscher*innen in einem eigenen Kapitel zu behandeln, da einigen Arbeiten ein expliziter (translations-)soziologischer Rahmen fehlt. Mikroanalysen gedolmetschter Interaktionen wiederum positionieren sich oft in einer soziolinguistischen oder diskursanalytischen Tradition.

Literatur aus der Perspektive des Berufs als Forschungsobjekt der Translationswissenschaft aufzurollen. Warum dies, bis auf die Beiträge von Sela-Sheffy, bislang nicht geschah, mag mehrere Gründe haben. Zum einen hat die Translationssoziologie in ihrer ersten Phase vorwiegend im literarischen Feld operiert, in dem das Konstrukt des Berufs eine marginalere Rolle einnimmt. Johan Heilbron und Gisèle Sapiro (2007: 102) sehen literarische Übersetzer*innen von Individualismus und Elitismus sowie von heterogenen Arbeitsbedingungen und geringer Autonomie geprägt, weshalb sich die traditionelle Berufssoziologie als wenig ergiebig erweise. Sie verweisen hingegen an einer Stelle auf Andrew Abbotts *The System of Professions* (1988), der auf konkrete Arbeit anstatt nur auf deren soziale Organisation fokussiert und die Berufswelt als interaktive Ökologie interprofessioneller Konkurrenzkämpfe betrachtet, gehen aber, obwohl es sich anböte, nicht weiter auf ihn ein (siehe dazu auch weiter unten). Zum anderen waren die Arbeiten zu translatorischen Berufen in der Dolmetschwissenschaft zunächst weit weniger theoretisch ausgerichtet als berufs- und statuspolitisch motiviert (siehe dazu Kapitel 2.3).

Bereits 1972 attestierte James S. Holmes (Holmes 1972/1988: 72) in seinem programmatischen Artikel zur Kartografierung der Disziplin der Translationssoziologie potenzielle Signifikanz, und doch dauerte es eine gewisse Zeit, bis man Translation als sozial determinierte und determinierende Kulturtechnik zu untersuchen begann. Die meisten theoretisch anspruchsvollen und konzeptuell innovativen Arbeiten stammten zunächst aus der Übersetzungswissenschaft, da die Dolmetschwissenschaft auf eine jüngere Geschichte theoretischer Diskussion zurückblickt. Heute ist die Translationssoziologie mit Namen wie Hélène Buzelin, Jean-Marc Gouanvic, Moira Inghilleri, Rakefet Sela-Sheffey und insbesondere Michaela Wolf assoziiert, die zu den ersten Translationswissenschaftler*innen zählen, die zentrale Beiträge zur Entwicklung dieses Ansatzes geliefert haben.

Ausgangspunkt translationssoziologischer Überlegungen war das im Kielwasser des »cultural turn« wachsende Bewusstsein für und Interesse an asymmetrischen Machtkonstellationen, Ideologien, Ethik und der (Un-)Sichtbarkeit von Translator*innen in der Gesellschaft. Während Vorläufer wie Itamar Even-Zohar mit seiner Polysystemtheorie, Gideon Toury mit seinem Normenkonzept, André Lefevere mit seinem Patronage-System oder Justa Holz-Mänttari mit ihrem Translatorischen Handeln zunächst vor allem Interesse an strukturellen Phänomenen zeigten, schwenkte der Blick alsbald auf Translator*innen als Akteur*innen, was auch an Buchtiteln wie *Agents of Translation* (Milton/Bandia 2009), *Translators' Agency* (Kinnunen/Koskinen 2010) und *Translators Have Their Say? Translation and the Power of Agency* (Khalifa 2014) oder Zeitschriftensondernummern wie *Translation Studies: Focus on the Translator* (Dam/Zethsen 2009) abzulesen ist. Diese Entwicklung bewog, wie bereits erwähnt, Chesterman (2009: 14) dazu, ein »emerging subfield« der »Translator Studies« einzuläuten. Die Translationssoziologie versteht Translation als soziale Praxis und untersucht die soziale Bedingtheit von Translation aus

unterschiedlichen Perspektiven, auf verschiedenen strukturellen Ebenen und in zahlreichen Zusammenhängen. Thematisch spannen die Arbeiten einen breiten Bogen von der Untersuchung von Übersetzungsströmen über Biografien einzelner Translator*innen, Translation in Institutionen, die Rolle von Translationsmärkten bis hin zu ethischen und politischen Aspekten von Translation.

Theoretisch spielte neben der bereits im vorangegangenen Kapitel besprochenen Interaktionssoziologie Goffmans⁹ und soziologisch-historiografischen Betrachtungen (siehe Kapitel 3.1) insbesondere Pierre Bourdieus Kulturosoziologie mit den Konstrukten Feld, Kapital, Habitus und *Illusio* eine tragende Rolle, aber auch Niklas Luhmanns Systemtheorie, Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie und Anthony Giddens' Strukturierungstheorie hatten Einfluss auf die Translationssoziologie. Ebenso nicht unerwähnt bleiben dürfen die selten ins Treffen geführten Einflüsse aus der Berufssoziologie, vor allem machttheoretische Ansätze der 1970er und 1980er Jahre, wie jene der US-Amerikaner*innen Eliot Freidson (Rudvin 2007; Dam/Zethsen 2011) oder Magali Sarfatti Larson (Monzó 2005, 2009), die Berufe in Hinblick auf Macht und Ungleichheit untersuchen und auf soziale Schließungs-, Kontroll- und Monopolisierungsprozesse verweisen. Schließlich spielte auch Andrew Abbotts bereits erwähnte Monografie *The System of Professions* eine Rolle, in der er ein dynamisches System konkurrierender Berufe modelliert, die in Form von »jurisdictional claims« um soziale und politische Akzeptanz für exklusives Handeln in einem eigenen Zuständigkeitsbereich (gegen andere) kämpfen.

Erstaunlich ist, dass die Wissenschafts- und Techniksoziologie lange ausgespart blieb, ungeachtet der Tatsache, dass Translation stets von technologischen Entwicklungen beeinflusst war. Deborah Folaron und Hélène Buzelin (2007: 23) weisen in ihrem Einleitungsartikel zur Bedeutung von Netzwerkstudien zwar darauf hin, dass die Verortung von Technologie in sozialen, kulturellen und politischen Kontexten zu einer Fülle von kritischer Literatur in der Techniksoziologie geführt hat, ein direkter Bezug zur Translation wird allerdings nicht hergestellt. Als innovative Studie kann daher jene von Maeve Olohan (2011) angeführt werden, die die Frage nach der »agency« digitaler Artefakte und der Mensch-Technik-Interaktion am Beispiel der Nutzung von Translation-Memory-Systemen auf Grundlage von Andrew Pickering's »mangle of practice« und »dance of agency«, der produktiven Verbindung von Mensch, Maschine und Materie, untersucht. Auch in einem konzeptuellen Beitrag von Hanna Risku und Florian Windhager (2013), die Kognition aus der Perspektive der *Situated, Embodied and Distributed Cognition* betrachten und sich auf bestimmte

9 Diese wird allerdings, wie bereits erwähnt, in ersten Überblicksdarstellungen ausgespart, was Diaz Fouces und Monzó (2010: 12f.) monieren. Erst Inghilleri (2015) widmet ihr einen Abschnitt, was möglicherweise darauf zurückzuführen ist, dass es sich um die erste dolmetchwissenschaftliche Enzyklopädie handelt.

Aspekte der Akteur-Netzwerk-Theorie und der Activity Theory beziehen, finden sich erste Anknüpfungspunkte zur Techniksoziologie (siehe dazu auch weiter unten).

Den größten Einfluss auf die Konsolidierung der Translationssoziologie hatte fraglos Bourdieus Kultursoziologie mit seinen Leitkonzepten Habitus, Feld und Kapital seit dem Erscheinen der richtungsweisenden Artikel von Jean-Marc Gouanvic (1997) und Daniel Simeoni (1998). Beide Übersetzungswissenschaftler betrachten den Erklärungsrahmen der Deskriptive Translation Studies und des Normenkonzeptes als zu starr. Da Gouanvic »a social explanation of the role of institutions and practices in the emergence and reproduction of symbolic goods« (Gouanvic 1997: 126) fehlt, schlägt er die Entwicklung einer Translationssoziologie auf Basis von Bourdieus Konzeptapparat vor. Und Simeoni (1998) plädiert dafür, den Fokus von den Normen hin zu den Akteur*innen zu verschieben und mithilfe des Habituskonzeptes der Konstruktion und Festschreibung dieser Normen nachzugehen.

Es folgten nicht nur Einzelstudien, die sich diesem Aufruf anschlossen, sondern alsbald auch der wegweisende Kongress »Translation and Interpreting as a Social Practice« im Jahre 2005 in Graz, der zwei Sammelbände nach sich zog (Wolf 2006; Wolf/Fukari 2007), sowie eine Sondernummer zur Bourdieu-Rezeption der Zeitschrift *The Translator* (Inghilleri 2005a). Das Konstrukt des Habitus als Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster und als inkorporiertes System dauerhafter Dispositionen, die durch Primärsozialisation und Lebensbedingungen erworben und kontinuierlich ausgeformt, restrukturiert und verhandelt werden, zeigte sich im Rahmen der Translationssoziologie als äußerst fruchtbar. Es wurde aber auch weiterentwickelt, wobei insbesondere interkulturelle, dynamische und wandelbare Qualitäten, also Pluralität von Habitus, eine zentrale Stellung einnahmen. Dies zeigen Arbeiten zu unterschiedlichen sozialen Laufbahnen literarischer Übersetzer*innen (Gouanvic 2005), Rollendiskrepanzen und Ambiguitäten von Dolmetscher*innen in »zones of uncertainty« (Inghilleri 2005b, 2006), Übersetzer*innen als berufliche und gleichzeitig individuelle interkulturelle Akteur*innen, die unterschiedliche Positionen in verschiedenen Feldern einnehmen (Meylaerts 2008, 2010), oder zum politischen Habitus von Translator*innen (Wolf 2010c, 2012b). Und in einem von Gisella Vorderobermeier (2014) herausgegebenen Band finden sich u.a. Vorschläge, Habitus in Zusammenhang mit anderen Konzepten zu denken, etwa Goffmans »identity work« (Sela-Sheffy 2014), Latours »agency« (Abdallah 2014), Deweys »habits« (Inghilleri 2014) oder Gieryns »boundary work« (Grbić 2014).

In Bezug auf die Untersuchung translatorischer Berufe bewirkte die Befassung mit Bourdieus Kultursoziologie bald eine Bewegung weg vom Professionalisierungsdiskurs und hin zur Rekonstruktion empirisch beobachtbarer Binnenlogiken und beruflich-habitueller Positionierungen. Als Beispiel seien die Arbeiten Esther Monzós (2002, 2005) zur Translation im juristischen Feld in Spanien genannt. Zum einen greift sie auf Bourdieu zurück, um die soziale Topografie des Feldes, die

zirkulierenden Kapitalien und die relative Autonomie des Feldes aufzuzeigen, zum anderen rekurriert sie auf machttheoretische Ansätze der Berufssoziologie und greift auf Larsons »Professionalisierungsprojekt« zurück, das Professionalisierung als Bestreben, die Ressource Wissen in soziale und ökonomische Anerkennung (»awards«) umzuwandeln, definiert (Larson 1977: xvii). Auch Abbotts (1988) Ansatz des Systems interdependenter Berufe, die in einem Kampffeld um Legitimation, Macht und Kontrolle konkurrieren, fließt in ihre Überlegungen ein, die sie auch dafür nützen möchte, das Professionalisierungsprojekt voranzutreiben. Monzó's Fokus auf Konkurrenz zeigt sich besonders deutlich in einem Artikel zu den Statuskämpfen zwischen beeideten Translator*innen und Notar*innen einerseits und einer neu entstandenen Gruppe von Gerichtstranslator*innen andererseits (Monzó 2009). Erwähnenswert ist, dass Monzó im Zuge der Besprechung der Differenzierungsstrategien mit dem Ausdruck »boundary dispute« operiert, ohne allerdings auf das soziologische Konstrukt der symbolischen Grenzen im Sinne Thomas F. Gieryns (1999) oder Michèle Lamonts (2001) einzugehen (siehe dazu Kapitel 4.3).

Besonders verdient gemacht hat sich Rakefet Sela-Sheffy mit ihren auf Bourdieus Kultursoziologie fußenden Studien zu Translator*innen in Israel, die sie z.T. mit der allzu früh verstorbenen Miriam Shlesinger durchgeführt hat (vgl. Sela-Sheffy 2005, 2006, 2008, 2010, 2014, 2016a, 2016b; Sela-Sheffy/Shlesinger 2008). In ihren ersten Artikeln konzentriert sich Sela-Sheffy auf den Habitus literarischer Übersetzer*innen in Israel und geht anhand von Medieninterviews der Frage nach, wie literarische Übersetzer*innen symbolisches Kapital akkumulieren und einsetzen, um ihren Status zu erhöhen und ihr Prestige zu sichern. So konstruieren sie durch Exzeptionalitätsdiskurse nicht nur ihren ganz speziellen Nimbus eines künstlerischen »stardom«, sondern errichten auch eine unüberwindbare Grenze zu anderen translatorischen Tätigkeiten. Dies geschieht durch die Mystifizierung ihrer Tätigkeit ebenso wie durch die Glorifizierung ihrer besonderen Sozialisation, ihrer unkonventionellen Persönlichkeit und ihres Lifestyles (Sela-Sheffy 2006). Schließlich werden diese Daten mit einem umfangreichen Korpus von Interviews mit Konferenzdolmetscher*innen, Untertitler*innen, Kommunaldolmetscher*innen und Fachübersetzer*innen verglichen, um zu eruieren, welche Kapitalien jeweils in welcher Form eingesetzt und welche Strategien des »self-imaging« verfolgt werden (Sela-Sheffy/Shlesinger 2008; Sela-Sheffy 2010). In einem weiteren Beitrag (Sela-Sheffy 2016b) ortet sie einen »counter-professionalisation ethos« in allen befragten translatorischen Feldern, der sich deutlich auf die relationale Identitätsbildungsdynamik und die Statusbeziehungen zwischen literarischen Übersetzer*innen und Fachübersetzer*innen auswirkt. In einem theoretischen Beitrag diskutiert sie zudem die komplementäre Ergänzung des Habituskonzeptes durch jenes der »identity work« (Sela-Sheffy 2014).

Bei Sela-Sheffy finden sich Anknüpfungspunkte zur vorliegenden Studie. Sie rezipierte bereits 2005 mit Michèle Lamont eine der zentralen Figuren der Kulturso-

ziologie, die sich intensiv mit *boundary work* befasst, doch ist es nicht ihr Ansinnen, zu untersuchen, warum welche Arten von symbolischen Grenzen auf welche Weise konstruiert oder verändert werden und welche Konsequenzen für die Akteur*innen daraus erwachsen. Sela-Sheffy (2008: 610) ist zwar daran interessiert, wie sich diese unterschiedlichen Gruppen durch kulturelle Differenzierungen kontinuierlich (re-)konstruieren, allerdings stehen dabei die Identitätsbildung, die Akkumulation von symbolischem Kapital und Statusfragen im Vordergrund.

Sela-Sheffy hat mithin die differenziertesten und fundiertesten Arbeiten zu Identität, Status und Prestige von Translator*innen vorgelegt, doch gibt es inzwischen zahlreiche andere Studien zu diesem Themenkomplex, wie sie im Überblicksartikel »Profession, identity and status« (Sela-Sheffy 2016a) ausführt. So liegen neben quantitativen Einzeluntersuchungen zur Lage in verschiedenen Ländern (z.B. Setton/Guo 2009) auch quantitative länderübergreifende Studien (z.B. Katan 2009; Pym et al. 2013) vor, die allerdings meist keine theoretischen Überlegungen anstellen. Erwähnenswert sind die Beiträge eines längerfristigen Projektes von Helle V. Dam und Karen Korning Zethsen (2008, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2016), die sich mit dem Status und damit verbundenen Fragen zu Professionalität, Rollen und Identitäten von Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen in Dänemark und in internationalen Organisationen befassen und sich auch theoretisch mit Fragen von Status und Prestige vor allem mit Rückgriff auf die Konzepte Kapital und Habitus auseinandersetzen. Zu Status und Prestige von Konferenzdolmetscher*innen liegen auch Publikationen von Paola Gentile (2013, 2018) vor, die ihre Umfrageergebnisse auf einen theoretischen Erklärungsrahmen mit Anleihen bei Bourdieu und Giddens stützt, und Dam und Gentile (2022) liefern einen Überblick über theoretische Grundlagen und empirische Studien zum Status von Konferenzdolmetscher*innen. Eine der wenigen Vergleichsstudien legen Minna Ruokonen und Elin Svahn (2021) mit ihrer Untersuchung zum Status von Übersetzer*innen in Finnland und Schweden vor.

Nach dem Status von Translator*innen, der in einigen der erwähnten Arbeiten auch mit Rückgriff auf Bourdieu gedacht wird, sei als weiteres Beispiel der Anwendung des Bourdieuschen Instrumentariums die vorwiegend quantitativ durchgeführte Untersuchung von Gisella M. Vorderobermeier (2013) zum Habitus von literarischen Übersetzer*innen im deutschsprachigen Raum angeführt, da sie sich insofern von den obigen Arbeiten unterscheidet, als sie sich nicht auf das »occupational self« (ibid.: 16) beschränkt, das bei Monzó, Sela-Sheffy und Dam und Zethsen und vielen anderen im Vordergrund steht, sondern das soziale Gewordensein der Befragten umfassend historisch in den Blick nimmt. So ist sie u.a. am Verhältnis zwischen dem primären, familiär generierten und dem in anderen sozialen Handlungskonstellationen, etwa Bildungsinstitutionen, inkorporierten spezifischen Habitus interessiert, den sie auf Basis von biografischen Daten und Tätigkeitsprofilen rekonstruiert und als nicht selten von »Mühen der Transformation« geprägt dar-

stellt. Dadurch gelingt es ihr, mögliche Verbindungen von primärem und spezifischem Habitus aufzuzeigen. Damit knüpft sie im Grunde auch an Sela-Sheffy an, deren Material u.a. zeigte, dass die Primärsozialisation in Diskursen arrivierter Literaturübersetzer*innen weitaus öfter ins Treffen geführt wird als eine bewusste Entscheidung, den Beruf literarische*r Übersetzer*in zu ergreifen. Für die vorliegende Studie sind Vorderobermeiers Ausführungen insofern aufschlussreich, als sie zeigen konnte, wie früh ein Grundstein für einen später ausgeübten Beruf gelegt werden kann, ob man sich nun dorthin hingezogen fühlt oder auch hineingedrängt wird, wie die Untersuchung zu Gebärdensprachdolmetschen zeigen wird. Wie in Kapitel 3.1 bereits ausgeführt wurde, erwies sich Bourdieus Konzeptapparat auch für die Rekonstruktion von Lebensverläufen individueller Translator*innen in der Geschichte als produktiv (vgl. etwa Gouanvic 2005 oder Meylaerts 2010 für das Übersetzen; Torikai 2009 für das Dolmetschen).

Abschließend sei noch auf einen Beitrag von Helen Colley und Frédérique Guéry (2015) verwiesen, die das Kommundolmetschen als hybriden Beruf konzeptualisieren. In ihrer Analyse greifen sie auf Bourdieus Konzept der »illusio« zurück – das Ausmaß, in dem ein Spieler bereit ist, sich in das Spiel zu involvieren und Einsätze zu leisten – und zeigen das Fehlen von Autonomie für Kommundolmetscher*innen, ihre ambige »illusio« sowie die Konflikte mit der »illusio« mächtigerer Berufe auf, mit denen sie kooperieren.

Auch wenn Bourdieus Kultursoziologie mit Abstand die breiteste Rezeption fand, so müssen auch die rezenteren Bezüge auf Collons und Latours Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) angeführt werden. Die im Kontext der Wissenschafts- und Techniksoziologie entstandene Betrachtungsweise des Zusammenhangs zwischen Mensch und Technik wurde zunächst von Buzelin (2005) theoretisch eingeführt, wobei sie in ihrem zweiten, empirischen Artikel (Buzelin 2007) die aktuellen Entstehungszusammenhänge von Übersetzungen in drei kanadischen Verlagen untersucht. Dass die ANT zunächst vor allem im Bereich der literarischen Übersetzung Anklang fand, ist jedenfalls erwähnenswert. Ebenso durch die ANT inspiriert sind die Arbeiten von Kristiina Abdallah, die sie allerdings in etwas eklektischer Art und Weise mit Albert-László Barabás Netzwerktheorie und der *Agency Theory* verknüpft, was sie selbst als möglichen Kritikpunkt anführt (Abdallah 2012: 21). Translationswissenschaftliche Studien mit Bezug auf die ANT sind also noch rar, auch wenn sie sich gerade für die Technisierung der Translationstätigkeit eignen. Als weiterer, wissenschaftssoziologischer Forschungszugang kann Trevor Pinchs und Wiebe E. Bijkers *Social Construction of Technology* (SCOT) angeführt werden, der sich u.a. mit der Erforschung der Genese von technischen Artefakten als sozialem Prozess befasst. Diskutiert wurde SCOT im Zusammenhang mit maschineller Übersetzung von Michael Tieber (2019). Einen Überblick über soziologische Zugänge zur Translationstechnologie bietet Olohan (2019) und Risku, Rogl und Milošević

(2020) gehen ihn ihrem Überblicksartikel zu »workplace studies« neben kognitiven Zugängen auch auf soziologische ein.

Abschließend sei auf die im selben Handbuch erschienenen Artikel von Julie Boéri (2015) und Sofia García-Beyaert (2015) verwiesen, die sich mit Einflüssen interner und externer »key players« im Zusammenhang mit der Entwicklung der Dolmetschberufe befassen. Pym (2014) untersucht die historische Entwicklung von translatorischen Verbänden und Zwischenberger (2016) diskutiert die hegemoniale Macht der *International Association of Conference Interpreters* (AIIC) als translationspolitischer Entscheidungsträger. Das von Grbić (2010b) aus der Soziologie importierte Konzept der »boundary work« bzw. Grenzziehungsarbeit liegt der vorliegenden Arbeit zugrunde und wird, ebenso wie dazu inzwischen vorliegende Literatur in Kapitel 4.3 besprochen.

Wie in diesem Kapitel aufgezeigt werden konnte, stand die berufliche Tätigkeit von Translator*innen im Verlaufe der Entwicklung der Translationswissenschaft immer wieder im Zentrum der Überlegungen und auch Ansätze, die sich nicht dezidiert dem Beruf als Forschungsobjekt widmen, trugen maßgeblich dazu bei, die Repräsentation der Kategorie Translator*in mitzugestalten. Im nachfolgenden Kapitel wird der theoretische Rahmen aufbereitet, der der empirischen Studie wie auch den daraus hervorgehenden konzeptuellen Überlegungen zugrunde liegt.

